



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bilder aus der deutschen Geschichte

Treitschke, Heinrich von

Leipzig, 1918

Der Anfang des Befreiungskrieges.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83849](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-83849)

Der Anfang des Befreiungskrieges.

Den französischen Gesandten hielt der Staatskanzler immer noch mit freundlichen Worten hin; je länger der offene Bruch sich hinausschob, um so sicherer konnte die Ausrüstung der Linien-Armee vollendet werden. St. Marsan war dem Hoflager nach Breslau gefolgt und ließ sich nach einigen Verwahrungen sogar über den Ausruf vom 3. Februar beruhigen, da Hardenberg ihm nachwies, daß der mittellose Staat ohne die freiwilligen Opfer seiner Bürger nicht bestehen könne. Noch am 27. erkundigte er sich bei dem Staatskanzler freundschaftlich: was wohl Anstetts „außerordentlicher“ Besuch zu bedeuten hätte. Er sah noch mit an, wie die Scharen der Freiwilligen aus allen Provinzen in der schlesischen Hauptstadt eintrafen, wie der König, „um der herzerhebenden allgemeinen Aeußerung treuer Vaterlandsliebe ein äußeres Kennzeichen“ zu geben, das Tragen der Nationalkofarde anordnete und dann an Luizens Geburtstag seinen alten Plan, die Stiftung des eisernen Kreuzes, ausführte. Der Wohlmeinende wollte nicht glauben, daß dies kleine Preußen den lächerlich ungleichen Kampf wagen könne, und kam erst zur Einsicht als mit dem Einzuge des Zaren in Breslau (15. März) jede Täuschung unmöglich wurde. Noch beim Abschied beschwor er den Staatskanzler, diesen Fürsten und dies Land, die er lieb gewonnen, nicht ins Verderben zu stürzen; alle diese Knaben und Jünglinge würden den König gegen die Übermacht seines Kaisers nicht schützen. Am 16. März teilte ihm Hardenberg

amtlich mit, daß Preußen sich mit Rußland verbündet habe. Der Krieg war erklärt.

Am folgenden Tage unterzeichnete Friedrich Wilhelm das Landwehrgesetz und den „Aufruf an Mein Volk“. Es war die Rückkehr zur Wahrheit und zum freien Handeln, wie Schleiermacher in einer freudvollen Predigt sagte. Das treue Volk atmete auf, da nun endlich jeder Zweifel schwand, die allzu harte Prüfung der Geduld und des Gehorsams vorüber war. So hatte noch nie ein unumschränkter Herrscher zu seinem Lande geredet. Ein Hauch der Freiheit, wie er einst die äschyleischen Kriegskrieger der Hellenensöhne erfüllte, wehte durch die schlichten, eindringlichen Worte, die der geistvolle Hoppel in guter Stunde entworfen hatte. Mit herzlichem Vertrauen rief der König seine Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern und Litauer bei ihren alten Stammesnamen an und entbot sie zum heiligen Kampfe: „Keinen anderen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Preuze und der Deutsche nicht zu leben vermag!“ Und nun stand es auf, das alte waffengewaltige Preußen, das Volk der Slawenkämpfe, der Schwedenschlachten und der sieben Jahre, und ihm geschah wie jenem Helden der germanischen Sage, der beim Anblick seiner Fesseln so in heißem Zorn entbrannte, daß die Ketten schmolzen. Kein Zweifel, kein Abwägen der Übermacht des Feindes; alle dachten wie Fichte: „Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, sondern Siegen schlechtweg!“ „Mag Napoleon noch so oft Schlachten gewinnen“ — schrieb Scharnhorst — „die ganze Anlage des Krieges ist so, daß im Verlaufe dieses Feldzuges uns sowohl die Überlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann.“ Schon der Aufruf vom 3. Februar hatte Erfolge, welche niemand außer Scharnhorst für möglich gehalten. Es war der stolzeste Augenblick in Scharnhorst's Leben, als er den König einst in Breslau ans Fenster führte und ihm die jubelnden Scharen der Freiwilligen zeigte, wie sie in malerischem Gewimmel, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, ein endloser Zug, sich an den alten Giebel-

häusern des Ringes vorüberdrängten. Dem Könige stürzten die Tränen aus den Augen. Treu und gewissenhaft hatte er seines schweren Amtes gewartet in dieser langen Zeit der Leiden und oftmals richtiger gerechnet als die Kriegspartei; was ihm fehlte, war der frohe Glaube an die Hingebung seiner Preußen, jetzt fand er ihn wieder.

Seit dem 17. März traten auch die breiten Massen des Volkes in das Heer ein. Durch den Wetteifer aller Stände wurde die größte kriegerische Leistung möglich, welche die Geschichte von gesitteten Nationen kennt. Dies verarmte kleine Volk verstärkte die 46 000 Mann der alten Viniernarmee durch 95 000 Rekruten und stellte außerdem über 10 000 freiwillige Jäger, sowie 120 000 Mann Landwehr, zusammen 271 000 Mann, einen Soldaten auf siebzehn Einwohner, unvergleichlich mehr, als Frankreich einst unter dem Drucke der Schreckensherrschaft aufgeboten hatte — das alles noch im Verlaufe des Sommers, ungerechnet die starken Nachschübe, welche späterhin zum Heere abgingen. Natürlich, daß die entlassenen Offiziere sich sofort herbeidrängten, um die Ehre ihrer alten Fahnen wieder herzustellen. Sobald General Oppen auf seinem märkischen Landgute von dem Anrücken des vaterländischen Heeres hörte, nahm er seinen alten Säbel von der Wand und ritt, wie ein Rittersmann in den Tagen der Wendenkriege, mit einem Knechte spornstreichs hinüber zu seinem alten Waffengefährten Bülow. Der stellt den herkulischen Mann mit den blitzenden Augen lachend seinen Offizieren vor: „Das ist Einer, der das Einhauen versteht“ — überträgt ihm den Befehl über die Reiterei, und einmal bei der Arbeit, bleibt der Wildfang fröhlich dabei, ein unersättlicher Streiter, bis zum Einzuge in Paris.

Neben den alten Soldaten empfand die gebildete Jugend den Ernst der Zeit am lebhaftesten; in ihr glühte die schwärmerische Sehnsucht nach dem freien und einigen deutschen Vaterlande. Kein Student, der irgend die Waffen schwingen konnte, blieb daheim; vom Katheder hinweg führte Professor Steffens nach herzlicher Ansprache seine gesamte Hörschaft zum Werbe-

plaze der freiwilligen Jäger. Der König rief auch seine verlorenen alten Provinzen zu den Fahnen: „Auch Ihr seid von dem Augenblicke, wo mein treues Volk die Waffen ergriff, nicht mehr an den erzwungenen Eid gebunden.“ Da aber eine Massenerhebung in den unglücklichen Landen vorerst noch ganz unmöglich war, so eilten mindestens die Ostfriesen und Markaner von der Göttinger Universität zu den preußischen Regimentern, desgleichen die gesamte Studentenschaft aus dem treuen Halle, das unter westfälischer Herrschaft die Erinnerungen an den alten Dessauer und die gute preußische Zeit nicht vergessen hatte. Derselbe Geist lebte in den Schulen. Aus Berlin allein stellten sich 370 Gymnastasten. Mancher schwächliche Junge irrte betäubt, immer wieder abgewiesen, von einem Regimente zum andern, und glücklich wer, wie der junge Vogel von Falkenstein, zuletzt doch noch von einem nachsichtigen Kommandeur angenommen wurde. Die Beamten meldeten sich so zahlreich zum Waffendienste, daß der König durch ein Verbot den Gerichten und Regierungen die unentbehrlichen Arbeitskräfte sichern mußte; in Pommern waren die königlichen Behörden während des Sommers nahezu verschwunden, jeder Kreis und jedes Dorf regierte sich selber, wohl oder übel.

Aber auch der geringe Mann hatte in Not und Plagen die Liebe zum Vaterlande wiedergefunden: stürmisch, wie nie mehr seit den Zeiten der Religionskriege, war die Seele des Volkes bewegt von den großen Leidenschaften des öffentlichen Lebens. Der Bauer verließ den Hof, der Handwerker die Werkstatt, rasch entschlossen, als verstünde sich's von selber: die Zeit war erfüllt, es mußte sein. War doch auch der König mit allen seinen Prinzen ins Feldlager gegangen. In tausend rührenden Zügen bekundete sich die Treue der kleinen Leute. Arme Bergknappen in Schlesien arbeiteten wochenlang unentgeltlich, um mit dem Lohne einige Kameraden für das Heer auszurüsten; ein pommerscher Schäfer verkaufte die kleine Herde, seine einzige Habe, und ging dann wohlbewaffnet zu seinem Regimente. Mit Bewunderung sah das alte Geschlecht alle jene herzerschütternden Auf-

tritte, woran der Ernst der allgemeinen Wehrpflicht uns Nachlebende längst gewöhnt hat: Hunderte von Brautpaaren traten vor den Altar und schlossen den Bund für das Leben, einen Augenblick bevor der junge Gatte in Kampf und Tod hinauszog. Nur die Polen in Westpreußen und Oberschlesien teilten die Hingebung der Deutschen nicht; auch in einzelnen Städten, die bisher vom Heerdienst frei gewesen, stießen die neuen Gesetze auf Widerstand. Das deutsche und litauische Landvolk der alten Provinzen dagegen war seit dem gestrengen Friedrich Wilhelm I. mit der Wehrpflicht vertraut. Zugleich wurden überall öffentliche Sammlungen veranstaltet, wie sie bisher nur für wohlthätige Zwecke üblich waren: dies arme Viertel der deutschen Nation brachte mit der Blüte seiner männlichen Jugend auch die letzten kargen Reste seines Wohlstandes zum Opfer für die Wiederauferstehung des Vaterlandes. Von barem Gelde war wenig vorhanden, aber was sich noch austreiben ließ von altem Schmuck und Geschmeide ging dahin. In manchen Strichen der alten Provinzen galt es nach dem Kriege als eine Schande, wenn ein Haushalt noch Silberzeug besaß. Kleine Leute trugen ihre Trauringe in die Münze, empfingen eiserne zurück mit der Inschrift: „Gold für Eisen;“ manches arme Mädchen gab ihr reiches Lockenhaar als Opfer.

Eine wunderbare, andächtige Stille lag über dem in allen seinen Tiefen erregten Volke. Den Lärm der Presse und der Vereine kannte die Zeit noch nicht; aber auch im vertrauten Kreise wurde selten eine prahlerische Rede laut. In den Tagen ihres häuslichen Stillebens hatten die Deutschen gern überschwenglichen Ausdruck an nichtigen Gegenstand verschwendet; jetzt ward das Leben selber reich und ernst, jeder empfand die Größe der That, die Armut des Wortes. Jeder fühlte, wie Niebuhr gestand, still „die Seligkeit, mit seinem ganzen Volke, den Gelehrten und den Einfältigen, dasselbe Gefühl zu teilen“, und allen ward „liebend, friedlich und stark zumute“. Recht nach dem Herzen seines Volkes hatte Friedrich Wilhelms frommer Sinn den Wahlspruch „mit Gott für König und Vater-

Land“ der Landwehr gegeben und angeordnet, daß die ausgehobenen Wehrmänner vom Sammelplatze sogleich zu einer kirchlichen Feier geführt wurden. In jeder Kirche des Landes sollte eine Gedächtnistafel die Namen der ruhmvoll gefallenen Söhne der Gemeinde bewahren. Schwer hatte die Hand des lebendigen Gottes auf den Bildungstolzen gelastet; ergeben und erhoben blickte dies neue Geschlecht wieder mit festem Vertrauen zu „dem alten deutschen Gott“ empor und hoffte mit seinem Dichter:

Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

Als die ersten Freiwilligen nach Breslau zogen, sangen sie noch das Reiterlied der Wallensteiner. Bald aber schuf sich das Heer seine eigenen Gesänge. Unversieglich wie einst den frommen Landsknechten floß den neuen Wehrmännern der Quell der Lieder. Beim Ausmarsch klang es: „Die Preußen haben Alarm geschlagen!“ und dann schlang sich ein dichter Kranz kunstloser Volksweisen um jedes Erlebnis des langen Krieges, bis zuletzt der fröhliche Zapfenstreich: „Die Preußen haben Paris genommen!“ noch einmal ein Zeugnis gab von der kriegsmutigen und doch zugleich tief innerlich friedfertigen Stimmung dieses Volkes in Waffen.

Als bald ward es auch auf den Höhen des deutschen Parnasses lebendig. Nur der alte Goethe wollte sich zu der neuen Zeit kein Herz fassen; verstimmt und hoffnungslos zog er sich von dem kriegerischen Treiben zurück und meinte: „Schüttelt nur an euren Ketten; der Mann ist euch zu groß!“ Doch wer sonst im Norden dichterisches Feuer in den Adern fühlte, jauchzte auf „beim Anbruch seines Vaterlandes“, wie Fichte sagte. Was politisch gereifte Völker in der Presse, in Reden und publizistischen Abhandlungen aussprechen, gewann in diesem Geschlechte, dem die Dichtung noch immer die Krone des Lebens war, sofort poetische Gestalt; und so entstand die schönste politische Poesie, deren irgendein Volk sich rühmen kann — eine Reihe von Gedichten, an denen wir Nachkommen uns versündigen würden,

wenn wir dies Vermächtnis einer Heldenzeit jemals bloß mit ästhetischen Blicken betrachteten. An Kleists mächtige Gestaltungskraft reichten die Dichter des Befreiungskrieges nicht heran; wer aber in der Poesie den Herzenskündiger der Nationen sieht, wendet sich gleichwohl von jenen dämonischen Klängen des Hasses aufatmend hinweg zu den hellen und frischen Liedern, welche die Freude des offenen Kampfes gebar. Welch ein Segen doch für unser Volk, daß sein gepreßtes Herz wieder froh aufjubeln durfte, daß nach langem, dumpfem Harren und Grollen wieder der Eidschwur freier Männer zum Himmel stieg:

Und hebt die Herzen himmelan
 Und himmelan die Hände,
 Und schwöret Alle, Mann für Mann:
 Die Knechtschaft hat ein Ende!

Freudig wie die Signale der Flügelhörner tönten Fouqués Verse: „Frischauf zum fröhlichen Jagen!“ — und in Arndts Liede: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“ Klang das schmetternde Marsch! Marsch! der deutschen Reiter wieder. Keiner hat den Sinn und Ton jener schwärmerischen Jugend glücklicher getroffen als der ritterliche Jüngling mit der Leier und dem Schwerte, Theodor Körner. Jetzt zeigte sich erst ganz, was Schillers Muse den Deutschen war. Ihr hohes sittliches Pathos setzte sich um in patriotische Leidenschaft, ihre schwingvolle Rhetorik ward das natürliche Vorbild für die Jünglingspoesie dieses Krieges. Der Sohn von Schillers Herzensfreunde erschien dem jungen Geschlechte als der Erbe des großen Dichters — wie er so siegesfroh mit den Lüßower Jägern in den Kampf hinausritt, ganz durchglüht von deutschem Freiheitsmuth, ganz unberührt von den kleinen Sorgen des Lebens, wie er auf jeder Raft und jeder Weiwacht seine feurigen Lieder von der Herrlichkeit des Krieges dichtete und endlich, den Sang von der Eisenbraut noch auf den Lippen, durch einen tapferen Reitertod den heiligen Ernst seiner Reden bezeugte — in Wort und Tat ein rechter Vertreter jener warmherzigen Männlichkeit, welche die begabten Obersachsen auszeichnet, wenn sie sich nur erst los-

gerissen haben aus der zahmen Schüchternheit ihres heimatlichen Lebens.

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht —

mit diesen Worten hat Körner selbst den Ursprung und Charakter der großen Bewegung geschildert. Sie blieb durchaus auf den deutschen Norden beschränkt. Wohl war die Lützowsche Freischar ausdrücklich zur Aufnahme von Nichtpreußen bestimmt, in ihr sollte sich der Gedanke der Einheit Deutschlands verkörpern. Mancher junge Mann aus den Kleinstaaten meldete sich im „Scepter“ zu Breslau, wo die Lützower ihren Werbeplatz aufgeschlagen hatten; auch zwei süddeutsche Poeten, Rückert und Uhland, stimmten mit ein in den lauten Chor der patriotischen Dichtung. Die Masse des Volkes jedoch außerhalb Preußens empfand von dem Heldenzorne dieses Krieges wenig. Steins Hoffnungen auf eine einmütige Erhebung der Nation erwiesen sich als irrig. Nur in den vormalig preußischen Provinzen und in einzelnen, unmittelbar von den Napoleoniden beherrschten Strichen des Nordwestens stand das Volk freiwillig auf, sobald die Heersäulen der Befreier nahten; überall sonst erwartete man geduldig den Befehl des Landesherrn und die Macht der vollendeten Thaten. Die Mecklenburger und Anhaltischen Herzoge schlossen sich den altbefreundeten preussischen Nachbarn an; ein Weimarisches Bataillon ließ sich gleich beim Anbruche des Krieges von den Preußen gefangen nehmen, um nachher, wie die tapferen Strelitzer Husaren, in das Yorksche Korps einzutreten. Alle anderen Rheinbündner folgten dem Befehle des Protectors, die meisten noch mit dem ganzen Feuereifer napoleonischer Landsknechtsgefinnung. Der deutsche Befreiungskrieg war in seiner ersten, schwereren Hälfte ein Kampf Preußens gegen die von Frankreich beherrschten drei Viertel der deutschen Nation.

Wie einst der Beginn der modernen deutschen Staatenbildung, so ging auch die Wiederherstellung der nationalen Unabhängigkeit allein vom Norden aus. Die neuen politischen und sittlichen Ideale der erregten Jugend trugen das Gepräge

norddeutscher Bildung; der alte deutsche Gott, zu dem sie betete, war der Gott der Protestanten, all ihr Tun und Denken ruhte, bewußt oder unbewußt, auf dem sittlichen Grunde der strengen Kantischen Pflichtenlehre. Es wurde folgenreich für lange Jahrzehnte der deutschen Geschichte, daß doch nur die norddeutschen Stämme wirklichen Anteil hatten an den schönsten Erinnerungen dieses neuen Deutschlands, während der Süden erst zwei Menschenalter später des Glückes teilhaftig ward, für das große Vaterland zu kämpfen und zu siegen.

Bald genug zeigte sich die prophetische Wahrheit, die in den harten Worten Fichtes lag: „Auch im Kriege wird ein Volk zum Volke; wer diesen Krieg nicht mitführt, kann durch kein Dekret dem deutschen Volke einverleibt werden.“ Das neue Preußen, sein Staat und sein Heer, hatte sich gebildet im bewußten Gegensatz zu allem ausländischen Wesen; die Staaten des Südens verdankten der Herrschaft Frankreichs ihr Dasein, ihre Institutionen, ihre militärischen Erinnerungen; darum war im Norden die Liebe zum Vaterlande ein starkes, sicheres nationales Gefühl, während im Süden die französischen Ideen noch lange vorherrschten und der Name Deutschland nur ein leeres Wort blieb. Wohl schlug sich der kurmärkische Bauer und der schlesische Weber nur für Weib und Kind und für seinen angestammten König; aber die Blücher, York und Bülow, die er als seine Preußenhelden ehrte, waren doch wirklich die Helden des neuen Deutschlands. Der süddeutsche Landmann wußte nichts von ihnen. Und etwas von den deutsch-patriotischen Gedanken, welche die bewaffnete Jugend der gebildeten Stände erfüllten, drang doch allmählich bis in die niederen Schichten des preußischen Volkes herab. Jener demokratische Zug, der seit der Befestigung der absoluten Monarchie im preußischen Staate lebendig war, verstärkte sich mächtig während dieses Krieges. Wie vormalig die gemeinsame Freude an den Werken der deutschen Dichtung die Unterschiede der Stände etwas ausgeglichen hatte, so fanden sich jetzt alle Klassen zusammen in der ungleich wirksameren Gemeinschaft politischer Pflichterfüllung. Die Ge-

schäfte der Landwehrausschüsse, die Übungen des Landsturms, die öffentlichen Sammlungen und die Liebesarbeit in den Hospitälern brachten auch die Daheimgebliebenen einander näher; der schroffe Junker lernte mit den Bürgerleuten der Kreisstadt freundnachbarlich zu verkehren; wer in dieser Zeit sich hervorgetan, blieb sein Leben lang ein geachteter Mann.

Vollends das Heer verwuchs zu einer großen Gemeinde, und nach dem Frieden lebte die alte treue Waffenbrüderschaft in den Vereinen und Festen der Kameraden fort. Das eigentümliche scharfe und schneidige Wesen der friderizianischen Armee blieb erhalten, desgleichen das stolze Gefühl aristokratischer Standschre unter den Offizieren. Aber die alten Berufssoldaten mußten sich gewöhnen, mit den gebildeten jungen Mannschaften ruhig und freundlich umzugehen. Gerade die besten unter ihnen erkannten willig an, wieviel gesunde Kraft dem Offizierkorps aus den Reihen der freiwilligen Jäger zuströmte; mit herzlicher Freude lobte Gneisenau die jungen Freiwilligen: „es wird mir schwer mich der Tränen zu enthalten, wenn ich diesen Edelmut, diesen hohen deutschen Sinn gewahr werde.“ Da die Hauptmasse der Freiwilligen aus Studenten und studierten Leuten bestand, so behauptete der jugendliche Ton akademischer Fröhlichkeit auch im Feldlager sein Recht, nur daß er sich der strengen Mannszucht fügen mußte. Wie oft haben die Lüzkower Jäger den Landesvater gesungen; das alte Lied war ihnen jetzt doppelt teuer, da sie in vollem, heiligem Ernst ihr gutes Schwert zum Hüter weihten für das Vaterland, das Land des Ruhmes. Die jungen Freiwilligen wurden wirklich, wie Scharnhorst vorausgesagt, die besten Soldaten; die Haltung der gesamten Mannschaft ward freier und gesitteter durch den Verkehr mit den gebildeten jungen Männern. Auch der rohe Bauernbursch lernte einige von den schwungvollen Liedern der Freiwilligen. Als dann die Zeit der Siege kam und die Preußen immer wieder in befreite deutsche Städte ihren jubelnden Einzug hielten, als endlich der deutsche Rhein zu den Füßen der Sieger lag, da ahnte selbst der geringe Mann, daß er nicht bloß für seine

heimatliche Hofstatt focht. Der Gedanke des Vaterlandes ward lebendig in den tapferen Herzen, die Preußen fühlten sich stolz als die Vorkämpfer Deutschlands. Seit Cromwells eisernen Dragonern hatte die Welt nicht mehr ein Heer gesehen, das so durchdrungen war von heiligem sittlichem Ernst, und es war nicht wie jene eine fanatische Partei, sondern ein ganzes Volk. Alle die alten trennenden Gegenstände des politischen Lebens verschwanden in dem Einmut dieses Kampfes: Marwitz, der abgesagte Gegner der Volksheere, übernahm willig den Befehl über eine Landwehrbrigade, hatte seine Lust an dem festen Mute seiner märkischen Bauern.

Alle die heißen Leidenschaften, die nur ein mannhaftes Volk zum höchsten Wagen entflammen können, waren erwacht, und doch blieb die ungeheuere Bewegung in den Schranken der Gesittung. Nichts von jenem finstern kirchlich-nationalen Fanatismus, der die Erhebung der Russen und der Spanier so unheimlich erscheinen ließ. Dies junge Deutschland, das jetzt mit flammenden Augen seine Speere schütterte, trug die Kränze der Kunst und Wissenschaft auf seinem Scheitel, und mit gerechtem Stolze durfte Boeckh am Ausgang dieses schlachtenreichen Sommers rufen: „siehe hier ist Germanien mit Waffen so gut wie mit Gedanken gerüstet!“ Die diesen Kampf mit Bewußtsein führten, fühlten sich auserwählt durch Gottes Gnade, das Reich der Arglist und der ideenlosen Gewalt zu zerstören, einen dauerhaften Frieden zu begründen, der allen Völkern wieder erlauben sollte nach ihrer eigenen Art, in schönem Wett-eifer sich selber auszuleben. Der deutsche Krieg galt der Rettung der alten nationalen Formen der abendländischen Kultur, und als er siegreich zu Ende ging, sagte der Franzose Benjamin Constant: „die Preußen haben das menschliche Angesicht wieder zu Ehren gebracht!“

Über die künftige Verfassung des befreiten Deutschlands hatte dies kindlich treuherzige Geschlecht freilich noch nicht nachgedacht. War nur erst alles, was in deutscher Zunge sprach, wieder beisammen, so konnte es ja gar nicht fehlen, daß ein starkes, einiges,

vollstümlich freies Reich sich wieder erhob. Nach den Mitteln und Wegen fragte niemand, jeder Zweifler wäre des Kleinmuths bezichtigt worden, der Krieg, allein der Krieg nahm aller Gedanken in Anspruch. Außer jenen rohen Schmähchriften wider den Feind, welche in keinem schweren Kriege fehlen, erschienen in diesem Frühjahr nur solche politische Schriften, die unmittelbar auf die Erregung der Kampflust berechnet waren: so Arndts köstliche Büchlein und Pfuels Erzählung von dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland, die erste getreue Darstellung der großen Katastrophe, ein kleines Buch von mächtiger Wirkung. Auch die einzige norddeutsche Zeitung, welche eine bestimmte politische Richtung verfolgte, Niebuhrs Preussischer Correspondent, befaßte sich nicht näher mit den großen Fragen der deutschen Zukunft.

Nur Fichte wollte und mußte sich Klarheit verschaffen. In der frohen Erregung dieser hoffnungsreichen Tage war dem Philosophen die Majestät des Staatsgedankens aufgegangen. Er erkannte dankbar, daß die Wiedergeburt des alten Deutschlands doch früher erfolgte, als er einst in seinen Reden angenommen, sah mit Freuden seine Hörer allesamt zum Kampfe ziehen, trat selber mit Säbel und Pike in die Reihen des Berliner Landsturms. Und da er nun mit Händen griff, welche Opfer eine geliebte und geachtete Staatsgewalt ihrem Volke zumuten darf, lernte er größer denken von dem Wesen der politischen Gemeinschaft und schilderte in seiner Staatslehre den Staat als den Erzieher des Menschengeschlechts zur Freiheit: ihm sei auf-erlegt, die sittliche Aufgabe auf Erden zu verwirklichen. Dann verkündete er kurz vor seinem Tode, in dem „Fragmente einer politischen Schrift“, zum ersten Male mit voller Bestimmtheit die Meinung, daß allein dem preussischen Staate die Führung in Deutschland gebühre. Alle Kleinfürsten hätten immer nur ihrem lieben Hause gelebt, auch Oesterreich brauche die deutsche Kraft nur für seine persönlichen Zwecke. Nur Preußen ist ein eigentlich deutscher Staat, hat als solcher durchaus kein Interesse zu unterjochen oder ungerecht zu sein; der preussische Staat ist Deutschlands natürlicher Herrscher, er muß sich erweitern zum

Reiche der Vernunft, sonst geht er zugrunde. Das Fragment war ein teures Vermächtnis, das der tapfere und einflußreiche Lehrer der norddeutschen Jugend seinen Schülern hinterließ, zugleich ein bedeutungsvolles Symptom der Ahnungen und Wünsche, welche in den Kreisen der Patrioten gärten. Jedoch die Absicht einzugreifen in die Politik des Tages, lag dem Idealisten fern. Er schrieb seine prophetischen Gedanken nur nieder, „damit sie nicht untergehen in der Welt“, und erst geraume Zeit nach seinem Tode sind sie veröffentlicht worden. Für die harten Aufgaben des politischen Parteilebens hatte die Zeit noch gar kein Verständnis. Nur das eine Ziel der Vernichtung der Fremdherrschaft stand den Patrioten klar und sicher vor Augen; was darüber hinauslag, waren hochsinnige Träume, so unbestimmt, so gestaltlos wie das in jenem Königsberger Winter gedichtete Lied: Was ist des Deutschen Vaterland? —

Das russische Hauptquartier und die Wiener Hofburg konnten sich nicht genug verwundern, wie unbegreiflich schnell das Werk der preussischen Rüstungen vonstatten ging. In Scharnhorsts Händen liefen alle Fäden des ungeheuren Netzes zusammen und er verfuhr nach einem festen, seit Jahren durchdachten Plane. Da man rasch mit einer zahlreichen Feldarmee den Angriff beginnen wollte und überdies wünschen mußte, den beiden anderen Ostmächten durch die baldige Aufstellung starker Streitkräfte die Leistungsfähigkeit Preußens zu zeigen, so ergab sich als erste Aufgabe die Vermehrung der Linientruppen. Darum wurde schon seit dem Dezember die Bildung der Reservebataillone betrieben und vollendet. Wesentlich demselben Zweck diente das Aufgebot der freiwilligen Jäger; sie sollten den Stamm bilden für die Offiziere und Unteroffiziere der Armee, und in der That ist ein großer Teil der Generale und Stabsoffiziere, welche späterhin in müden Friedensjahren die Gefinnungen einer großen Zeit dem Heere erhielten, aus der Schule jener Freiwilligen hervorgegangen.

Die Einberufung der Freiwilligen ließ sich allenfalls noch vor den Franzosen beschönigen, ohne daß man die diplomatische

Maske völlig abnahm. Sie erfolgte unter kluger Schonung der tiefeingewurzelten Vorurtheile, welche sich der allgemeinen Dienstpflicht noch entgegenstimmten. Die Söhne der höheren Stände kurzab als Gemeine einzustellen, ging schlechterdings nicht an; deshalb wurden die Freiwilligen, die sich selber ausrüsteten, in besondere, den Regimentern aggregierte Jägerdetachements eingereiht und durch die grüne Jägeruniform vor der Masse der Mannschaft ausgezeichnet, sie erfuhren eine ihren Standesgewohnheiten entsprechende Behandlung, erhielten eine besonders sorgfältige Ausbildung und das Recht, nach einigen Monaten ihre Offiziere selbst zu wählen. Darauf erfolgte die Aufhebung aller Exemtionen und die Verordnung vom 22. Februar, die jede Umgehung der Wehrpflicht mit strengen Strafen belegte. Auch diese Schritte konnten zur Not noch vor dem französischen Gesandten entschuldigt werden. Sie erregten viel Unwillen in dem treuen Volke — denn wozu der Zwang, da doch freiwillig so vielmehr geleistet wurde als der König verlangte? — und doch warer sie unerläßlich. Der Staat mußte für die Linie und die Landwehr mit Sicherheit auf alle Wehrfähigen zählen können, auch in den Bezirken, welche geringeren Eifer zeigten.

Dann erst, als die diplomatischen Verhandlungen abgebrochen, die Cadres der Linie schon formiert und nahezu gefüllt waren, erschien das Landwehrgesetz, das einer offenen Kriegserklärung gleichkam. Scharnhorsts Landwehrplan war von Haus aus in einem größeren Sinne gedacht, als die Entwürfe des Königsberger Landtages. Auch er rechnete, wie die Ostpreußen, zunächst auf die Tätigkeit der Kreis- und Provinzialstände, wendete die Grundsätze der neuen Selbstverwaltung auf das Heerwesen an. In jedem Kreise traten zwei ritterschaftliche, ein städtischer und ein bäuerlicher Deputierter zu einem Ausschusse zusammen, um aus der Gesamtheit der Männer zwischen sieben und vierzig Jahren, die nicht in der Linie dienten, die Landwehrmänner auszulosen; zwei Generalkommissare, ein königlicher und ein ständischer, leiteten die Aushebung und Ausrüstung in jeder Provinz. Die Mannschaften trugen

an Kragen und Mütze die Farben ihrer Provinz, die Offiziere die Uniform der Landstände. Die Formation der Bataillone und Kompagnien folgte so weit als möglich den Grenzen der Kreise und Gemeinden, dergestalt, daß der Nachbar in der Regel mit dem Nachbarn in einem Gliede stand; die Offiziere bis zum Hauptmann aufwärts wurden gewählt, die Stabsoffiziere, zum Teil auf Vorschlag der Stände, vom Könige ernannt. Gleichwohl war diese *armée bourgeoise*, wie Napoleon sie höhrend nannte, keineswegs bloß ein für die Verteidigung der nächsten Heimat bestimmtes Provinzialheer. Vielmehr wurde die Landwehr auf die Kriegskriegsartikel vereidigt und zu allem verpflichtet, was dem stehenden Heere oblag; sie war uniformiert — freilich sehr einfach, mit der Dienstmütze und der *Litewka*, die sich aus dem blauen Sonntagsrocke der Bauern leicht zurechtschneiden ließ — und der König behielt sich vor, die einzelnen Wehrmänner oder auch ganze Bataillone zur Feldarmee heranzurufen. Die gesamte männliche Bevölkerung bis zum vierzigsten Jahre sollte also, wenn es nottat, zur Verstärkung der offensiven Streitkräfte des Staates dienen; die Ostpreußen mußten auf Befehl des Königs ihren enger gedachten Entwurf abändern, ihre Landwehr ebenfalls zum Dienste außerhalb der Provinz verpflichten. Die Mehrzahl der Mannschaften bestand aus Bauern und kleinen Leuten, zumal in Schlesien, wo fast alle gebildeten jungen Leute bei den freiwilligen Jägern eingetreten waren. Die Offiziere waren zumeist Gutsbesitzer, zum Teil auch Beamte oder junge Freiwillige, nur wenige darunter militärisch geschult. Für die Ausrüstung konnte der erschöppte Staat nur kümmerlich sorgen; das erste Glied des Fußvolks trug Piken, bewaffnete sich erst im Verlaufe des Krieges zum Teil mit erbeuteten feindlichen Gewehren.

Monate mußten vergehen bis eine solche Truppe in der Feldschlacht verwendet werden konnte. Während des Frühjahrsfeldzuges wurde die Landwehr nur notdürftig eingeübt oder zum Festungskriege benutzt; erst nach dem Waffenstillstande rückten sie in größeren Massen ins Feld. Auch dann noch bildete die

Linie, der ja alle höheren Führer und die technischen Truppen ausschließlich angehörten, selbstverständlich den festen Kern des Heeres. Kleist hatte unter den 41 Bataillonen seines Korps 16 Landwehrebataillone, Bülow unter der gleichen Zahl nur 12; nur in Yorks Korps überwog die Landwehr — mit 24 Bataillonen unter 45. Die Wehrmänner hatten noch eine Zeitlang mit den natürlichen Untugenden ungeschulter Truppen zu kämpfen: beim ersten Angriff hielten sie nicht leicht stand, wenn ein unerwartetes Bataillonsfeuer sie in Schrecken setzte; kam es zum Handgemenge, dann entlud sich die lang verhaltene Wut der Bauern in fürchterlicher Mordgier; nach dem Siege waren sie schwer wieder zu sammeln, da sie den geschlagenen Feind immer bis an das Ende der Welt verfolgen wollten. Nach einigen Wochen wurde ihre Haltung sicherer, und gegen den Herbst hin begann Napoleons Spott über „dies Gewölk schlechter Infanterie“ zu verstummen. Die kampfgeübten Bataillone der Landwehr waren allmählich fast ebenso kriegstüchtig geworden wie das stehende Heer, wenngleich sie weder mit der Disziplin noch mit der stattlichen äußeren Haltung der Linientruppen wetteifern konnten und immer unverhältnismäßige Verluste erlitten: — eine in der Kriegsgeschichte beispiellose Tatsache, die nur möglich ward durch den sittlichen Schwung eines nationalen Daseinskampfes. Schwerer, natürlich, gelang die Ausbildung der Landwehrreiter; doch haben auch sie unter kundigen Führern manches Vortreffliche geleistet. Marwitz ließ seine märkischen Bauernjungen ihre kleinen Klepper nur auf der Trense reiten, ohne Kandare und Sporen, störte sie nicht in ihren ländlichen Reiterkünsten, verlangte nur, daß sie Pferd und Waffen mit Sicherheit zu brauchen lernten, und brachte diese naturwüchsige Kavallerie nach kurzer Zeit so weit, daß er von ihr im Felddienste alles fordern konnte.

Nach der Einberufung der Landwehr vergingen wieder fünf Wochen, bis am 21. April das Gesetz über den Landsturm unterzeichnet wurde. Die Cadres der Landwehrebataillone mußten erst formiert sein, bevor man zum Aufgebote der letzten Kräfte

des Volkes schreiten konnte. Scharnhorst stand damals schon fern von Breslau im Feldlager. Schwerlich ist der General ganz einverstanden gewesen mit Form und Inhalt dieses von einem Zivilbeamten Bartholdi verfaßten Gesetzes, das einem gesitteten Volke Unmögliches zumutete und, vollständig durchgeführt, der Kriegführung beider Teile das Gepräge fanatischer Barbarei hätte geben müssen. Ausdrücklich war der furchtbare Grundsatz ausgesprochen, daß dieser Krieg der Notwehr jedes Mittel heilige. Sobald der Feind herannahte, sollten auf das Geläute der Sturmglocken alle Männer vom fünfzehnten bis zum sechzigsten Jahre aufstehen, ausgerüstet mit Piken, Beilen, Sensen, Heugabeln, mit jeder Waffe, die nur stechen oder hauen konnte; denn auf die Länge habe der Verteidiger in jedem Terrain immer das Übergewicht. Der Landsturm wird verpflichtet zur Späherei und zum kleinen Kriege: der Feind muß wissen, daß alle seine zerstreuten Abteilungen sofort erschlagen werden. Der Feigling, der Sklavensinn zeigt, ist als Sklave zu behandeln und mit Prügeln zu bestrafen. Auf Befehl des Militärgouverneurs müssen ganze Bezirke verwüstet, Vieh und Geräte weggeschafft, die Brunnen verschüttet, das Getreide auf dem Halme verbrannt werden. Wird eine Gegend überrascht, so sind alle Behörden alsbald aufgelöst — offenbar eine Erinnerung an die tragikomischen Erfahrungen von 1806. Wer genötigt ward, dem Feinde einen Eid zu leisten, ist an den erzwungenen Schwur nicht gebunden. Auch diesen ungeheuren Anforderungen kam das treue Volk mit Freuden nach, soweit es möglich war. In jedem Kreise trat eine Schutzdeputation zusammen zur Leitung des Landsturms. Die müden Alten und die unbärtigen Jungen übten sich eifrig im Gebrauche ihrer rohen Waffen sowie in der freien Kunst des Pfeifens, die den Landstürmen anempfohlen war. Mit Vorliebe pflegte dies Volksheer unbefestete Höhen zu erstürmen — so machte man seinem Namen doch Ehre. In dem Berliner Landsturm exerzierten die Professoren der Universität zusammen in einer Kompagnie — einer reisigen Schar, die allerdings mehr durch wissenschaftlichen Ruhm als durch

kriegerische Kunstfertigkeit glänzte; ja es geschah, daß sogar die Berliner Damen aufgeboten wurden zum Bau der Feldschanzen im Süden der Hauptstadt. Die Errichtung des Landsturms brachte den großen militärischen Vorteil, daß nach und nach fast die gesamte Linie und Landwehr für den Feld- und Festungskrieg verfügbar wurde. Von der Ostsee bis zu den Riesenbergern standen auf allen Höhen die Kanäle, von Landstürmern behütet.

Das Volksaufgebot erwies sich nützlich im Wach- und Botendienste, auch zum Wegfangen der Marodeure und Versprengten. Im offenen Kampfe dagegen ist der Landsturm nur ganz ausnahmsweise verwendet worden: so erklangen während der ersten Apriltage, noch bevor das Gesetz erschienen war, die Sturmglocken in allen Dörfern an der Havel und bewaffnete Bauernhaufen schlossen sich freiwillig den Truppen an, die gegen Magdeburg zogen. In den großen Städten rief die fanatische Härte des Gesetzes begründete Beschwerden hervor. Da überdies die Gefahr anarchischer Zügellosigkeit sehr nahe lag, das bürgerliche Leben der Arbeitskräfte nicht entbehren konnte und die Beamten der alten Schule vor bewaffneten Volkshaufen ein instinktives Grauen empfanden, so wurden schon im Laufe des Sommers die übertriebenen Ansprüche des Edikts durch einige neue Erlasse gemildert. Der Landsturm stand fortan unter den Kriegsgesetzen und diente wesentlich zur Ausbildung der Reservebataillone für die Landwehr; in den großen Städten fiel er ganz hinweg, aus dem brauchbarsten Drittel seiner Mannschaft wurden Bürger-Kompagnien für den Sicherheitsdienst gebildet. Gleichwohl war die Errichtung des Landsturms sehr folgenreich. Sie belebte in dem Volke das Bewußtsein, daß dieser heilige Krieg die gemeinsame Sache aller sei; wie vielen wackeren Alten ist es ein Trost geblieben bis zum Grabe, daß sie doch auch die Waffen für das Vaterland getragen hatten. Noch stärker war die Wirkung auf die Feinde, die nach ihren spanischen Erfahrungen nichts so sehr fürchteten als einen Krieg aller gegen alle. Schon der glücklich gewählte Name dieses Volksaufgebots erregte

Schrecken im Lager der Rheinbündner; wie unheimlich klang das Landsturmlied:

O Windsbraut sei willkommen,
Willkommen Sturm des Herrn!

Die übereilte Räumung der Marken im Frühjahr und nachher die unsicheren Operationen der Marschälle auf ihren Zügen gegen Berlin erklären sich nur aus der unbestimmten Angst vor einer Massenerhebung.

Ein wunderbarer Anblick, wie dieser von allen Geldmitteln entblößte Mittelstaat so mit einem Male wieder eintrat in die Reihe der großen Militärmächte. Nur ein Meister konnte allen den ungestümen Kräften, die so urplötzlich aus den Tiefen unseres Volkslebens hervorbrachen, Form, Maß und Richtung geben. Unbeirrt durch Widerspruch und Verkennung führte Scharnhorst seine militärisch-politischen Pläne durch, und ihm gelang was in der modernen Geschichte für unmöglich gegolten hatte: ein ganzes Volk zu einem kriegsfertigen Heere umzubilden. Ihm ward das höchste Glück, das dem großen Menschen beschieden ist: er durfte endlich zeigen was er vermochte. Er wußte, daß die Geschicke seines Landes auf seinen Schultern lagen, und einmal doch kam ein Wort des Stolzes über die Lippen des Anspruchslosen: „ich verfare despotisch,“ so schrieb er seiner Tochter, „und lade viel Verantwortung auf mich, aber ich glaube dazu berufen zu sein.“

Gardenbergs diplomatische Künste, die Schwankungen am Hofe und das Warten auf Osterreich hatten den Ausbruch des Krieges um einige Wochen verzögert. Und doch fühlte sich Napoleon überrascht; Maret selbst gestand dem Gesandten Krusemark beim Abschied: sein Kaiser hätte die Gefahr nicht für so nahe gehalten. Durch den Abfall Preußens wurden die Kriegspläne des Imperators verändert. An einen Angriff auf das Zarenreich ließ sich vorerst nicht mehr denken, die nächste Aufgabe war die Vernichtung Preußens. Schon am 27. März ließ Napoleon der Hofburg die Aufteilung des preußischen Staates vorschlagen, dergestalt, daß Schlesien an Osterreich zurückfiel, Sachsen und

Westfalen durch je eine Million preussischer Untertanen vergrößert würden und dem Hause Hohenzollern nur noch ein Kleinstaat mit einer Million Einwohnern an der Weichsel verbliebe. Auf die preussische Kriegserklärung ward mit blutigen Beleidigungen erwidert: wenn Preußen sein Erbe zurückfordere, so wisse die Welt, daß dieser Staat alle seine Erwerbungen in Deutschland nur der Verletzung der Geseze und Interessen des deutschen Reichskörpers verdanke. Und in einem veröffentlichten Berichte an den Kaiser erhob Maret die Anklage: der preussische Hof versammle um sich die Chorführer jener fanatischen Partei, welche den Umsturz der Throne und die Zerstörung der bürgerlichen Ordnung predige. Diese Kriegserklärung, so schloß er höhrend, ist der Dank „für den Tilsiter Vertrag, der den König wieder auf seinen Thron erhob, und für den Pariser Vertrag von 1812, der ihn zur französischen Allianz zuließ!“

In einem solchen Kampfe war jeder Ausgleich undenkbar. Und wie unsicher standen die Aussichten für das große Wagnis! Mit Osterreich kamen die Alliierten keinen Schritt weiter. Auf wiederholte dringende Mahnungen ließ sich Metternich endlich am 2. April dahin aus: von einem sofortigen Bruche mit Frankreich könne keine Rede sein; dagegen sei Kaiser Franz bereit, mit den Verbündeten zusammenzuwirken, falls Napoleon die von Osterreich beabsichtigten Friedensvorschläge zurückwiese. Selbst der junge Graf Nesselrode, der soeben anfang im Räte des Zaren eine Rolle zu spielen, allezeit ein warmer Freund Osterreichs, fand diese Erklärung nichtsagend und ungenügend.

Auch Großbritanniens Hilfe blieb aus. Englische Subsidien waren für den Krieg ebenso unentbehrlich, wie der gute Wille Hannovers für den Bestand des künftigen Deutschen Bundes; deshalb wurde die Wiederherstellung der welfischen Besitzungen in Deutschland im Kalischer Vertrage ausdrücklich ausbedungen. Die glückliche Insel, die allein unter allen Staaten Europas dem Imperator standhaft die Anerkennung verweigert hatte, galt bei allen deutschen Patrioten als die feste Burg der Freiheit, ihre

schlau und gewalttätige Handelspolitik als ein heroisches Ringen um die höchsten Güter der Menschheit. Mit glühender Begeisterung ward das hochsinnige Welfenhaus verherrlicht. Graf Münster träumte von einem freien Welfenreiche Austrasien, das alle deutschen Lande zwischen Elbe und Schelde umfassen sollte, und fand mit diesem tollen Plane bei manchem deutschen Patrioten Anklang. Wie oft hatte England einst, als Pitt noch lebte, dem preussischen Staate glänzende Erwerbungen, vornehmlich den Besitz der Niederlande verheissen, wenn er sich dem Bunde gegen Frankreich anschloesse. Nun endlich stand Preußen in Waffen, und nichts schien dem Staatskanzler sicherer, als daß England jetzt mit vollen Händen dem neuen Bundesgenossen entgegenkommen würde.

Das „Ministerium der Mittelmäßigkeiten“ aber, das die Erbschaft Pitts angetreten, hatte von seinem großen Vorfahren nur den zähen Haß gegen die Revolution überkommen, nicht den freien und weiten politischen Blick. Diese Hochtornys bildeten den Herd der europäischen Reaktion, sie erwarteten, wie Lord Castlereagh einmal trocken aussprach, von dem großen Kampfe einfach „die Wiederherstellung der alten Zustände“, verfolgten mit ängstlichem Mißtrauen jede junge Kraft, die im Weltteil sich regte, blickten mit grenzenlosem Hochmut auf die zur Knechtschaft bestimmten Völker des Festlandes herab. „Die konstitutionelle Verfassung“, sagte Castlereagh, „ist nicht geeignet für Länder, die sich noch in einem Zustande verhältnismäßiger Unwissenheit befinden; das äußerst gewagte Prinzip der Freiheit muß man eher hemmen als befördern.“ Das Aufsteigen der russischen Macht war dem Kabinett von St. James schon längst unheimlich, und kaum minder erschrocken als Kaiser Franz beobachtete der Prinzregent die stürmische Begeisterung der norddeutschen Jugend, den stolzen Freimuth der preussischen Generale. Schwer besorgt schrieb Wellington über die fieberische Erhitzung des preussischen Heeres, das allerdings nicht, wie die Peninsular-Regimenter des eisernen Herzoges, durch den Idealismus der neunschwänzigen Rake in Zucht gehalten wurde.

Da die alte Schwäche der englischen Staatsmänner, die Unkenntnis der festländischen Verhältnisse, in diesem Tory-Kabinet unglaublich reich entwickelt war, so wurde Englands deutsche Politik in Wahrheit durch den Grafen Münster, den vertrauten hannoverschen Rat des Prinzregenten geleitet. Die Tage waren vorüber, da Graf Münster durch seine ausdauernde Feindschaft gegen das napoleonische Weltreich sich die Achtung des Freiherrn vom Stein verdient hatte; seit Preußen sich erhob, traten nur noch die kleinlichen Züge seines politischen Charakters hervor: der Welfenneid gegen den stärkeren Nachbarn und die gehässigen alten Vorurteile wider „den preußischen Prügel und Ladestock“. Hardenbergs gemäßigte dualistische Pläne erschienen ihm fast noch schrecklicher als Steins unitarische Träume; nun und nimmer durfte die Welfenkrone sich einer höheren Macht beugen. Da sein alter Lieblingsplan, Preußen als eine Macht dritten Ranges auf die Lande zwischen Elbe und Weichsel zu beschränken durch die Macht der Ereignisse vereitelt und damit das Welfenkönigreich Austrasien leider unmöglich geworden war, so sollte der preußische Staat zum mindesten die englischen Subsidien teuer bezahlen, er sollte nicht nur mit seinem guten Schwerte Hannover für die Welfen zurückerobern, sondern dies Land, das selbst nach seiner Befreiung nicht das mindeste für den deutschen Krieg geleistet hat, auch noch durch altpreußische Provinzen vergrößern. Ohne solche Verstärkung, erklärte der welfische Staatsmann vertraulich, könne Hannover neben Preußen nicht in Sicherheit und Ruhe leben. Der Prinzregent ging auf diese Gedanken um so eifriger ein, da seiner Tochter Charlotte das Thronfolgerecht in England zustand und mithin der welfische Mannsstamm erwarten mußte, bald wieder auf seine deutschen Erblande beschränkt zu werden; in seinen Briefen freilich versicherte er salbungsvoll, daß er nicht aus persönlichem Interesse handle, sondern sich lediglich verpflichtet fühle, sein Kurland für die Leiden der Franzosenherrschaft zu belohnen. Sir Charles Stewart, der zu Anfang April nach Deutschland hinüberkam, war beauftragt, das Hildesheimer Land, das die Welfen schon

im Jahre 1802 nur ungern den Hohenzollern gegönnt hatten, sowie die altpreußischen Gebiete Minden und Ravensberg für das Welfenreich zu verlangen.

Der alternde Staatskanzler war, trotz seiner raschen Feder, der erdrückenden Arbeitslast seines Amtes nicht mehr gewachsen und doch nicht gewillt, seine Herrscherstellung über den Ministern aufzugeben. In dem Strudel von Arbeiten und frivolen Zerstreuungen sah er seinen königlichen Herrn allzuseiten, der Geschäftsgang in der Staatskanzlei begann schleppend und nachlässig zu werden. Leichtfertige Freigebigkeit den welfischen Ansprüchen gegenüber ließ sich ihm gleichwohl nicht vorwerfen. Fast ein Vierteljahr lang hat er diese widerwärtigen Verhandlungen geführt, erst durch Niebuhr, nachher persönlich. Welch ein Anblick! Dies reiche England, das sich stolz den Vorkämpfer der Freiheit Europas nennt, läßt seinen tapfersten Bundesgenossen, der zum Verzweiflungskampfe stürmt, monatelang in unerträglicher Bedrängnis, feilscht mit ihm um Seelen und Schillinge — und dies wegen der dynastischen Laune eines unfähigen Fürsten, die das Wohl des englischen Staates nicht im entferntesten berührt! Genug, als der Feldzug begann, war man noch immer nicht im reinen und der preußische Staat in erdrückender Geldnot.

Selbst das mit Rußland bereits verbündete Schweden hatte mit Preußen noch keinen Vertrag abgeschlossen. Als die Schweden einst den schlauen Karl Johann Bernadotte zu ihrem Thronfolger wählten, erwarteten sie bestimmt, der napoleonische Marschall würde, getreu den alten Traditionen schwedischer Politik, sich an Frankreich anschließen und mit Napoleons Hilfe das verlorene Finnland von den Russen zurückgewinnen. Der kluge Kronprinz ging jedoch andere Wege. Er sah, daß sein Ackerbau land die Kontinentalsperre nicht ertragen konnte, desgleichen daß die Wiedereroberung von Finnland sehr unwahrscheinlich war. Darum beschloß er, durch die Erwerbung von Norwegen sein neues Vaterland zu entschädigen, seine junge Dynastie im Volke zu befestigen. Schon seit dem Beginne des russischen Krieges

stand er mit dem Zaren im Bündnis. Seitdem wurde der Kopenhagener Hof von Rußland, England und Schweden dringend aufgefordert, Norwegen aufzugeben und der großen Allianz beizutreten; selbstverständlich sollten die Dänen sich schadlos halten an jener großen Entschädigungsmasse, die man Deutschland nannte. Der russische Gesandte in Stockholm versprach dem dänischen Geschäftsträger, dem jungen Grafen Wolf Baudissin, im Namen Englands: beide Mecklenburg, das schwedische und vielleicht auch das preußische Pommern, „zwei Dörfer in Deutschland für eines in Norwegen.“ Bernadotte selbst ging noch weiter und verhiess: Mecklenburg, Oldenburg, Hamburg und Lübeck. Zum Heile für Deutschland vertraute Friedrich VI. von Dänemark auf Napoleons Glück und fand monatelang keinen festen Entschluß. Dem Gradsinne König Friedrich Wilhelms waren diese häßlichen nordischen Händel von Haus aus widerwärtig. Er hoffte Dänemark durch ehrliche Mittel für die Koalition zu gewinnen, wollte seine Hand nicht bieten zu der Beraubung des kleinen Nachbarn und verweigerte die Genehmigung, als sein Gesandter in Stockholm einen Allianzvertrag abgeschlossen hatte, der den Schweden die Erwerbung von Norwegen verbürgte. So geschah das Sonderbare, daß Bernadotte im Frühjahr mit einem kleinen schwedischen Heer in Stralsund landete, um Norwegen in Deutschland zu erobern, und doch mit Preußen noch nicht verbündet war. England gewährte dem zweideutigen Bundesgenossen für seine schwache Schar freigebig eine Million Pfund Sterling Subsidien.

Was ließ sich vollends von den Staaten des Rheinbundes erwarten! Mit Bayern verhandelte der Staatskanzler insgeheim schon seit dem Januar. Der Untergang der 30 000 Bayern, die in den Schneefeldern Rußlands ihren Tod gefunden, hatte den Münchener Hof doch tief erschüttert. Obgleich Montgelas die norddeutschen Patrioten leidenschaftlich haßte, auch den Gesandten Hertling anwies, dem Hoflager nach Breslau zu folgen und sich fest an St. Marsan anzuschließen, so begann er doch der Opfer für den Protektor müde zu werden, seit sie nichts mehr ein-

brachten. Die Königin, Kronprinz Ludwig, Anselm Feuerbach und mehrere andere einflußreiche Männer warben rührig für die gute Sache. Ein schweres Hindernis der Verständigung räumte Hardenberg gewandt hinweg. Er wußte, daß König Max Joseph auf den Besitz der fränkischen Markgraffschaften großen Wert legte und deshalb vorm Jahre den Abschluß des preußisch-französischen Bündnisses mit großer Besorgnis betrachtet hatte. Rasch entschlossen gab er jetzt die Zusage, das königliche Haus werde seine fränkischen Stammlande nicht zurückfordern; beide Teile setzten dabei voraus, daß Preußen durch die vormals pfalz-bayrischen Provinzen am Niederrhein entschädigt werden sollte. Schon war Montgelas bereit, einen Neutralitätsvertrag abzuschließen, da hörte er von Napoleons ungeheuren Rüstungen und von Oesterreichs zuwartender Haltung. Bei solcher Ungleichheit der Streitkräfte schien ihm Preußens Niederlage sicher. Er brach ab und erfüllte wieder mit gewohntem Eifer seine Vasallenpflichten gegen den Beherrscher des Rheinbundes.

Während die Alliierten also vergeblich versuchten, den mächtigsten Staat des Südens durch freundschaftliche Verhandlungen zu gewinnen, kündigten sie den norddeutschen Staaten schärfere Maßregeln an. Der Breslauer Vertrag vom 19. März bedrohte — ganz im Sinne jener Petersburger Denkschrift Steins — alle deutschen Fürsten, die sich nicht in bestimmter Frist dem Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes anschließen, mit dem Verlust ihrer Staaten; ein Zentralverwaltungsrat unter dem Vorhize des Freiherrn sollte in sämtlichen norddeutschen Landen — allein Hannover und die vormals preußischen Provinzen ausgenommen — provisorische Regierungen einrichten, die militärischen Rüstungen leiten und die Staatseinkünfte für die Verbündeten einziehen. Den Süden ließ man stillschweigend aus dem Spiele, da Hardenberg an seinen dualistischen Plänen gewissenhaft festhielt und dem oesterreichischen Hofe in Süddeutschland nicht vorgreifen wollte. In Wien, in London und an allen Rheinbundshöfen erregte dieser erste Versuch praktischer deutscher Einheitspolitik stürmischen Unwillen. Man fragte zornig, ob dieser

Jakobiner Stein deutscher Kaiser werden solle. Metternich und Münster waren sofort entschlossen, die Wirksamkeit der unheimlichen unitarischen Behörde zu beschränken.

Noch schärfer redete die Kaiserliche Proklamation des russischen Oberbefehlshabers Kutusow vom 25. März. Sie sprach die Hoffnung aus, kein deutscher Fürst werde der deutschen Sache abtrünnig bleiben und also „sich reif zeigen der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen“. Ein junger Obersachse, Karl Müller, hatte das pathetische Schriftstück entworfen, ein fanatischer Teutone, der den Generalstab gern in ein Hildamt verwandeln, die Generaladjutanten zu Hauptwernolden umtaufen wollte. Ganz so haltlos und verschwommen wie die vaterländischen Träume der begeisterten Jugend waren auch die Verheißungen für Deutschlands Verfassung, welche der Feldmarschall im Namen der verbündeten Monarchen gab. Er versprach, daß die Wiedergeburt des ehrwürdigen Reichs allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben, der Zar nur seine schützende Hand darüber halten solle. „Je schärfer in seinen Grundlagen und Umrissen das Werk heraustreten wird aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europas Völkern erscheinen können!“ — Hochtönende, wohlgemeinte Worte, nur schade, daß sie jedes klaren Sinnes entbehrten. Sie sollten nachher in einem Menschenalter der Verbitterung und Verstimmung eine ganz ungeahnte Bedeutung gewinnen. Auf sie vornehmlich beriefen sich späterhin die enttäuschten Patrioten, um zu beweisen, daß die Nation von ihren Fürsten betrogen sei — während doch leider der ureigene Geist des deutschen Volkes selber von den unerläßlichen Vorbedingungen der deutschen Einheit damals noch ebensowenig ahnte wie seine Fürsten.

Die Drohungen der Verbündeten entsprangen der richtigen Erkenntnis, daß die Satrapen Napoleons nur noch für die Sprache der Gewalt empfänglich waren. Aber sollten die starken

Worte wirken, so mußte die That der Drohung auf dem Fuße folgen. Und sie folgte nicht. Seine natürliche Gutmütigkeit und die stille Rücksicht auf Oesterreich verhinderten den König, durch die Entthronung seines sächsischen Nachbarn rechtzeitig den deutschen Fürsten ein warnendes Beispiel zu geben. Als die Aufforderung an Friedrich August von Sachsen herantrat, daß er um Deutschlands willen den Treubruch wiederholen sollte, den er im Herbst 1806 um seines Hauses willen begangen hatte, da war die Lage des schwachen Fürsten allerdings schwierig; er mußte früher als die anderen Rheinbundskönige einen Entschluß fassen, in einem Augenblicke, da der Ausgang des Krieges noch unsicher war, und er konnte nicht hoffen, das durch die Russen eroberte Warschau wiederzugewinnen. Es lag jedoch in seiner Hand, durch rechtzeitigen Anschluß sich einen Ersatz für seinen polnischen Besitz zu sichern; der Zar hatte sich dazu längst bereit erklärt. Die Entschädigung für eine so unsichere Krone konnte freilich nicht bedeutend sein; Warschau war, wie jedermann wußte, nur vorläufig in Friedrich Augusts Hände gegeben bis auf weitere Verfügung des Imperators; niemals hatte der wetlinische Herzog sich unterstanden, den vornehmen polnischen Königswählern und ihrem wilden Deutschenhass entgegenzutreten, niemals gewagt, seinen polnischen Truppen irgendeinen Befehl zu geben. Friedrich August wollte trotzdem von dieser polnischen Krone, die schon so viel Unheil über Sachsen gebracht, nicht lassen und hielt zudem die Niederlage seines „Großen Alliirten“ für undenkbar. Er tat beim Heranrücken der Verbündeten, was er schon in der Kriegsgefahr des Jahres 1809 getan: er floh mit seinem Grünen Gewölbe aus dem Lande. Auf die dringende Frage des Königs von Preußen, ob er „ein Widersacher der edelsten Sache“ bleiben wolle, gab er eine nichts sagende Antwort und verwies auf seine bestehenden Verbindlichkeiten.

Sein Minister Graf Senfft — eine jener aufgeblasenen Mittelmäßigkeiten, woran die diplomatische Geschichte der Mittelstaaten so reich ist — entwarf den kindischen Plan einer mittel-

europäischen Allianz, welche Frankreich und Rußland zugleich demütigen und Preußen auf der Stufe einer Macht dritten Ranges darniederhalten sollte; er fühlte jedoch, daß man des Schutzes bedurfte und versuchte daher sich an die zuwartende Neutralitätspolitik Oesterreichs anzuschließen. Dies Beginnen war nicht nur unausführbar, da Sachsen unvermeidlich den Kriegsschauplatz bilden mußte, sondern auch eine Verletzung des Völkerrechts. Sachsen befand sich noch im Zustande des Krieges gegen Rußland, also auch gegen Preußen; soeben noch kämpften sächsische Truppen in den Gassen von Lüneburg mit Dörnbergs tapferen Scharen. Nach einer selbstverständlichen Regel des Völkerrechts darf aber eine kriegsführende Macht nicht ohne die Genehmigung des Feindes sich für neutral erklären, weil sonst jeder Besiegte sich den Folgen seiner Niederlage entziehen könnte. Dem österreichischen Hofe wurde diese Erlaubnis erteilt, da Napoleon sowohl wie die Alliierten ihn schonen wollten und auf seinen Beitritt hofften; von dem sächsischen Könige verlangten beide Teile sofortigen Anschluß.

Fast die gesamte sächsische Armee stand in Torgau unter den Befehlen Thielmanns, der beauftragt war, den wichtigen Elbepaß keinem der beiden kämpfenden Teile zu öffnen. Der General war ein tapferer Soldat, aber eitel, großsprecherisch, maßlos ehrgeizig; ein eifriger Diener Napoleons hatte er sich neuerdings urplötzlich der deutschen Sache zugewendet. Es stand in seiner Gewalt, durch einen eigenmächtigen verwegenen Entschluß, nach dem Vorbilde Yorks, seinem Könige Thron und Heer zu retten, den Verbündeten den Beginn der Operationen wesentlich zu erleichtern. Er aber tat zu viel für einen sächsischen General, zu wenig für einen deutschen Patriot. Inse-
geheim verhandelte er mit den Preußen und spielte ihnen sogar einige Fäden in die Hände, welche den Übergang der Alliierten über die Elbe ermöglichten; doch seine Truppen mit dem deutschen Heere zu vereinigen, wagte er nicht. In solcher Lage waren die Verbündeten unzweifelhaft berechtigt, Sachsen als Feindesland zu behandeln: sie traten jedoch mit übel an-

gebrachter Milde auf, nahmen das Land nur im Namen des landesflüchtigen Fürsten in Verwahrung. Scharnhorst vornehmlich hat diesen Fehler verschuldet; er beurteilte die Gesinnung des sächsischen Hofes unrichtig, nach den Schilderungen seines Jugendfreundes, des Generals Beschau, der zu den nächsten Vertrauten Friedrich Augusts zählte. Auch Stein hoffte noch auf die freiwillige Bekehrung der Albertiner. Wohl schalt er grimmig auf die Mattheit „dieser weichen sächsischen Wortkrämer“, die von der Begeisterung des preußischen Volkes kaum angeweht wurden, auf den Stumpfsinn der Dresdener Philister, denen unter allen Schickungen einer ungeheuren Zeit nichts so wichtig war, wie die Zerstörung ihrer Elbbrücke. Aber statt das besetzte Land, dem Breslauer Vertrage gemäß, sofort der Diktatur des Zentralverwaltungsrates zu unterwerfen, ließ Stein die von dem flüchtigen Könige eingesetzte Regierungskommission ruhig gewähren und verschmähte sogar die Staatskassen mit Beschlag zu belegen.

Also trat die geplante deutsche Zentralbehörde in ihrem ursprünglichen radikalen Sinne niemals ins Leben; der erste Versuch unitarischer Politik geriet nach halbem Anlauf ins Stocken. Noch ehe der große Krieg begann, ward schon erkennbar, welche Macht der Partikularismus im Volke und in den Dynastien noch besaß. Die Fremdherrschaft war reif zum Untergange; für den Staatsbau der deutschen Einheit fehlte noch der Boden.

Zeiten der Not heben den rechten Mann rasch an die rechte Stelle. Da der König in seiner Schüchternheit sich nicht getraute, nach dem Brauche seiner Vorfahren das Heer selber zu führen, so durfte nur ein Mann den Befehl über die preußische Hauptarmee übernehmen — der erste Feldsoldat der deutschen Heere, General Blücher. Wohin waren sie doch, die Träume der gebildeten Menschenfreunde vom ewigen Frieden? Gereift und gekräftigt in harter Prüfung glaubten die Deutschen wieder an

den Gott, der Eisen wachsen ließ, und jene einfachen Tugenden ursprünglicher Menschheit, die bis an das Ende der Geschichte der feste Grund aller Größe der Völker bleiben werden, gelangten wieder zu verdienten Ehren: der kriegerische Mut, die frische Kraft des begeisterten Willens, die Wahrhaftigkeit des Hasses und der Liebe. In ihnen lag Blüchers Stärke, und diese Nation, die sich so gern das Volk der Dichter und der Denker nannte, beugte sich vor der Seelengröße des bildungslosen Mannes; sie fühlte, daß er wert war, sie zu führen, daß der Heldenzorn und die Siegesfreude der Hunderttausende sich in ihm verkörperten. Was hatte der Alte nicht alles durchgemacht in dem halben Jahrhundert, seit die Belling-Husaren einst den schwedischen Cornet einsingen und der alte Belling selber den unbändigen Junker in Kunst und Brauch der friderizianischen Reiter unterrichtete. Er hatte an der Peene gegen die Schweden, bei Freiberg gegen die Kaiserlichen, in Polen gegen die Konföderierten gefochten, war auf jenem unblutigen Siegeszuge durch Holland dem Bürger und Bauern überall ein wohlwollender Beschützer gewesen und dann während der rheinischen Feldzüge von Freund und Feind bewundert worden. Die schneidige Tollkühnheit, die behende List, die unermüdlige Ausdauer des alten Zieten lebten wieder auf in dem neuen Könige der Husaren. Sein Leben lang blieb er der Ansicht, für das Fußvolk genüge zur Not der nachhaltige Mut, der Reiterführer aber bedürfe einer angeborenen Begeisterung, um die seltenen und flüchtigen Augenblicke, die seiner Waffe eine große Wirkung erlaubten, immer sofort mit Ungestüm zu ergreifen.

Seit dem Jahre 1806 und dem kühnen Zuge auf Lübeck war er die Hoffnung der Armee; Scharnhorst lernte damals an Blüchers Seite, daß man mit Mut und Willenskraft alles auf der Welt überwinde und sagte zu ihm: „Sie sind unser Anführer und Held und müßten Sie uns in der Sänfte vor- und nachgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück!“ Und es war unendlich mehr als die Tapferkeit des Haudegens, was die Treuen und Furchtlosen so unwiderstehlich

anzog. Aus Blüchers ganzem Wesen sprach die innere Freude des geborenen Helden, jene unverwüßliche Zuversicht, welche das widerwillige Schicksal zu bändigen scheint. Den Soldaten erschien er herrlich wie der Kriegsgott selber, wenn der schöne hochgewachsene Greis noch mit jugendlicher Kraft und Anmut seinen feurigen Schimmel tummelte; gebieterische Hoheit lag auf der freien Stirn und in den großen tiefdunkeln flammenden Augen, um die Lippen unter dem dicken Schnurrbart spielte der Schalk der Husarenlist und die herzhafte Lebenslust. Ging es zur Schlacht, so schmückte er sich gern mit allen seinen Orden wie für ein bräutliches Fest, und niemals in allen den Fährlichkeiten seines Kriegerlebens ist ihm auch nur der Einfall gekommen, daß eine Kugel ihn hinstrecken könnte. Gewaltig war der Eindruck, wenn er zu sprechen anhub mit seiner schönen, mächtigen Stimme, ein Redner von Gottes Gnaden, immer der höchsten Wirkung sicher, mochte er nun in gemütlichem Platt mit Wachtstubenspäßen und heiligen Donnerwettern die ermüdeten Truppen aufmuntern oder den Offizieren klar, bündig, nachdrücklich seine Befehle erteilen oder endlich in festlicher Versammlung mit schwungvollen Worten einen vaterländischen Ehrentag verherrlichen. Wer täglich mit ihm verkehrte, wurde ihm ganz zu eigen; seine geliebten roten Husaren hatte er so bis auf den letzten Mann in seiner Gewalt, daß nach der unglücklichen Raufauer Kapitulation kein einziger der Roten nach Frankreich geführt werden konnte: alle entkamen den Siegern, die meisten schlichen sich nach Ostpreußen zu ihrem Könige durch.

Blücher kannte Land und Leute des deutschen Nordens wie niemand sonst unter den preußischen Generalen. Während eines langen wechselreichen Dienstlebens war er in jeder Landschaft vom Rheine bis zur polnischen Grenze heimisch, auch als Landwirt mit den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens wohl vertraut geworden. Überall, wohin er kam, gewann er die Herzen, wie er so fröhlich lebte und leben ließ, mit hoch und niedrig zechte und spielte, immer aufgeknöpft und guter Dinge und doch gewiß sich niemals wegzuwerfen. So stärkte ihm die Schule

des Lebens den deutsch-vaterländischen Sinn, den einst Klopstocks Oden in der Seele des Jünglings geweckt hatten. Wie fest er auch an seinen preussischen Fahnen hing, er fühlte sich doch immer, gleich Stein, schlechtweg als einen deutschen Edelmann. Grenzenlos war sein Zutrauen zu der unverwundlichen Kraft und Treue seines Volkes. Das Herz ging ihm auf, wo er die ursprüngliche Frische und Freiheit germanischen Wesens fand; daher seine Vorliebe für das freie Volk der Friesen und das selbstbewußte Bürgertum der Hansestädte, sein Abscheu wider den Rastenstolz und die vaterlandslose Gesinnung des münsterländischen Adels. Im Alter beklagte er oft, daß er über dem Saus und Braus des lustigen Husarenlebens seine Bildung so ganz vernachlässigt habe. Ein angeborener Freisinn, der sichere Instinkt eines großmütigen königlichen Herzens ließ ihn gleichwohl fortschreiten mit der wachsenden Zeit. Lange vor den Reformen von 1807 hatte er die Prügelstrafe bei seinen Noton tatsächlich abgeschafft; der pedantische Zwang unnützer Paradekünste war ihm ein Greuel, und frühe schon sprach er aus, daß die Armee zu einem Volksheere werden müsse. Von dem junkerhaften Wesen seiner mecklenburgischen Standesgenossen blieb er ganz frei. Wie er selber seine Erfolge allein der eigenen Tüchtigkeit verdankte, so hieß er freudig alles willkommen, was die persönliche Kraft, die freie Tätigkeit, das Selbstvertrauen in der Nation erweckte. Steins Reformen und namentlich die Städteordnung fanden an ihm einen beredten Verteidiger. So wurzelte auch sein grimmiger Haß gegen die Fremdherrschaft in dem starken Selbstgeföhle einer freien Seele: er empfand es wie eine persönliche Entwürdigung, daß er auf deutschem Boden sich nach dem Belieben französischer Gewalthaber richten sollte, und wetterte: „ich bin frei geboren und muß auch so sterben.“

Der alte Kriegsmann zählt zu jenen echten historischen Größen, die bei jeder näheren Kenntniß gewinnen. Welche Schärfe des politischen Blicks in dem barbarischen Deutsch seiner vertrauten Briefe! In jeder politischen Lage findet er sich rasch zurecht, erkennt sofort den springenden Punkt im Gewirr der

Ereignisse, weißsagt mit prophetischer Sicherheit den letzten Ausgang. Niemals läßt er sich täuschen durch die Überflugheit der Haugwigschen Politik, niemals glaubt er an die Möglichkeit einer ehrlichen Verständigung zwischen Preußen und Napoleon. Im Frühjahr 1807, nach einem einzigen Gespräch mit Bennigsen, weiß er augenblicklich, was sein Staat von den Russen zu erwarten hat, und ruft ingrimmig: „wir sind verraten und verlost!“ Und dann die langen Jahre der Knechtschaft: oft genug ist er der Verzweiflung nahe, doch immer wieder ermannt er sich zu dem frohen Glauben: er werde sein Preußen wieder im alten Glanze sehen, dieser Napoleon müsse herunter und ihm selber sei bestimmt, dazu mitzuhelfen: „der deutsche Mut schläft nur, sein Erwachen wird fürchterlich sein!“ Wohl hat auch Blücher in dieser Zeit des Harrens manche der holden Täuschungen geteilt, welche die tapferen Herzen der Kriegspartei in die Irre führten; er setzte gern bei allen Deutschen den Heldensinn, der ihn selber beseelte, voraus und traute sich's zu, mit 16 000 Mann die westlichen Provinzen wieder zu erobern. Doch wie übereilt auch manche der Erhebungspläne waren, die er damals mit seinem Lieblingssohne Franz unermüdtlich entwarf: das Wesentliche, die innere Schwäche des napoleonischen Weltreichs erkannte er richtig. Die Kleinmeister entsetzten sich über den Jüngling im Greisenhaar, der noch zuweilen auf den Hofbällen mit den eleganten jungen Gardeoffizieren eine Quadrille tanzte; tiefere Naturen fühlten bald, daß dies ausgelassene Treiben nur der natürliche Ausdruck einer unbändigen überschäumenden Lebenskraft war. Die Patriotenpartei verließ sich auf ihn als auf ihre treueste Stütze. Stein hatte sich ihm schon vor Jahren in herzlicher Freundschaft angeschlossen; er schätzte das treffende, immer aus der Fülle lebendiger Erfahrung geschöpfte Urteil des Generals und ahnte in ihm denselben kühnen Schwung der Seele, denselben Mut der Wahrheit, der in seiner eigenen Brust lebte.

Ganz frei von Menschenfurcht, mit unumwundenem Freimut sagte Blücher jedem seine Meinung ins Gesicht; und doch lag

selbst in seinen größten Worten nichts von Steins verletzender Schärfe. Seine Zornreden kamen so gutlaunig und treuherzig heraus, daß sich selten jemand gekränkt fühlte und selbst der König sich von ihm alles bieten ließ. Denn bei allem Ungeßüm war er von Grund aus klug, nicht bloß im Kriege so verschlagen und aller Listen kundig, daß ihn Napoleon ärgerlich le vieux renard nannte, sondern auch ein gewiegter Menschenkenner, der jeden an der rechten Stelle zu packen wußte. Die Kunst des Befehlens verstand er aus dem Grunde; von der Mannschaft durfte er das Unmögliche verlangen, wenn sein Vorwärts aus seinen Augen bligte, und auch von dem trotzigen Selbstgeföhle seiner Generale erzwang er sich Gehorsam, da er stets nur an die Sache dachte, nach jedem Mißerfolge alles hochherzig auf seine Klappe nahm und bei Streitigkeiten der Untergebenen immer gutmütig vermittelte. Die unverwüßliche Kraft des Hoffens und Vertrauens wurzelte bei ihm wie bei Stein in einer schlichten Frömmigkeit. Obgleich er nach Husarenart den Herrgott zuweilen einen guten Mann sein ließ und alles scheinheilige Wesen verabscheute, so blieb er doch in tiefster Seele seines einfältigen Glaubens froh; in schweren Stunden tröstete sich der Bibelfeste gern an einem tapferen Worte der Apostel. Und wie weitab lag doch die Schlaglust dieses gütigen, menschenfreundlichen Mannes von der herzlosen Roheit des Landsknechtes! Für die Kranken und Verwundeten zu sorgen, war ihm heilige Christenpflicht. Der junge Kronprinz vergaß es nie, wie ihn der alte Held einmal auf einem Schlachtfelde tief ergriffen bei der Hand genommen und ihm all den fürchterlichen Jammer ringsum gezeigt hatte: das sei der Fluch des Krieges, und wehe dem Fürsten, der aus Eitelkeit und Übermut solches Elend über seine Brüder bringe!

Blücher wußte längst, „daß er das Zutrauen der Nation und die Liebe des Heeres für sich hatte,“ daß ihm die Führung der Armee gebührte. Als nun die heiß ersehnte Stunde schlug und das Reich der tausendmal verfluchten „Sicherheitskommissare und Faultiere“ zu Ende ging, da fühlte er sich verjüngt trotz

seiner siebzig Jahre und dachte froh an die langlebige Heldenkraft des Derfflingers und des Dessauers und die vielen anderen glorreichen Grauköpfe der preußischen Kriegsgeschichte. Glückselig wiegte er sich auf den hohen Wogen dieser brausenden Volksbewegung; wie tat es ihm wohl, daß der frische Luftzug der Wahrhaftigkeit wieder durch das deutsche Leben ging und jeder tapfer von der Leber weg sprach. „Dichten Sie man druf“, sagte er seelenvergnügt zu einem patriotischen Poeten; „in solchen Zeiten muß jeder singen, wie es ihm ums Herz ist, der eine mit dem Schnabel, der andere mit dem Sabel!“

So war der Held, den die Stimme der Nation zum Führer wählte — ein rechter Germane, nur germanischen Menschen ganz verständlich in der rauhen Größe, der formlosen Ursprünglichkeit seines Wesens. Die Franzosen haben ihm niemals auch nur jene bedingte Anerkennung geschenkt, welche der anhaltende Erfolg selbst dem Besiegten abzuwingen pflegt. Er selber konnte in die feine romanische Art sich nicht finden und meinte noch, als die Wut des Kampfes längst verbraucht war: „dies Volk ist mich zuwider!“ — während ihm der laute Freimut und der derbe Humor „des närrischen Volkes“ der Engländer von Herzen behagten. Sobald der Krieg begann, widmete er sich mit ganzer Kraft seinem Berufe und legte sogar die geliebten Spielarten aus der Hand, um sie nicht wieder zu berühren vor dem Einzuge in Paris. Er kannte die Gebrechen seiner Bildung und wußte, daß er eines methodisch geschulten Kopfes bedurfte, der ihm die Gedanken für die Kriegführung angab. So hatte er im Feldzug von 1806 die Ideen Scharnhorsts ausgeführt; neidlos, in aufrichtiger Bescheidenheit erkannte er die geistige Überlegenheit des Freundes an und freute sich, ihn auch diesmal als Generalquartiermeister an seiner Seite zu sehen. Mit diesem hellen Kopfe und seiner eigenen Berwegenheit dachte er der ganzen Welt zu trotzen — denn einen vielköpfigen Kriegsrat hat der Alte nie gehalten.

Doch vorläufig stand er selbst noch unter russischem Oberbefehle. Nach dem Tode des unfähigen alten Feldmarschalls Kutusow

übernahm General Wittgenstein die Führung des verbündeten Heeres, ein tapferer wohlmeinender Soldat ohne die Gaben des Feldherrn. Das russische Hauptquartier war, stolz auf die Erfolge des jüngsten Jahres, wenig geneigt auf die Ratschläge der Preußen zu hören. Schon am Tage nach dem Aufrufe des Königs brach Blücher aus Breslau auf, überschritt die Elbe bei Dresden, unterwarf fast ganz Sachsen bis auf die Festungen und rückte in den ersten Tagen des April bis in die Altenburger Gegend; seine leichten Truppen schweiften weit nach Westen, über Gotha hinaus. Gleichzeitig näherten sich im Norden York und Bülow der Elbe, schlugen den Vizekönig Eugen in dem glänzenden Gefechte von Möckern — dem ersten größeren Treffen, das den Franzosen zeigte, daß sie nicht mehr mit dem Heere von 1806 zu tun hatten — und gingen im Anhaltischen auf das linke Ufer des Stromes über.

Wenn Scharnhorst und seine Freunde anfangs hofften, es werde gelingen, vor Napoleons Ankunft einen großen Teil von Westdeutschland zu besetzen und überall die Volksbewaffnung in Gang zu bringen, so mußten sie bald erkennen, wie wenig die verfügbaren Streitkräfte vorderhand noch für so großartige Entwürfe ausreichten. Ein glücklicher Angriff des kleinen Dörnbergischen Korps auf Lüneburg gab zwar ein erhebendes Zeugnis von der Tapferkeit des jungen Heeres — die Soldaten priesen den ersten Ritter des eisernen Kreuzes, Major Borcke, die Poeten besangen das Heldenmädchen Johanna Stegen, das den Kämpfern im dichten Kugelregen Pulver und Blei zutrug — jedoch das vereinzeltete Unternehmen hatte keine bleibenden Folgen. Eine Schilderhebung der Patrioten im Bremischen wurde durch Vandamme, den rohesten und wüthesten der napoleonischen Generale, rasch niedergeworfen und grausam bestraft. Auch von den Festungen diesseits der Elbe waren bis zu Ende April nur Thorn und Spandau den Franzosen entrisen. Eine kühne Kriegsführung, wie sie Scharnhorst verlangte, konnte gleichwohl die Armee des Vizekönigs im Magdeburger Lande vernichten, bevor Napoleons Hauptheer herankam. Aber das russische Haupt-

quartier blieb wochenlang unbeweglich in Polen. Der Zar bedurfte längere Zeit um seine Armee, deren Schwäche mit seinen eigenen prahlerischen Angaben in lächerlichem Widerspruche stand, zu verstärken; auch wollte er Polen nicht verlassen, bevor die Ruhe in dem aufgeregten Lande durch eine genügende Truppenmacht gesichert war. Dazu die Unlust seiner Generale und die peinlicher Zweifel über die Absichten Oesterreichs, das aus seiner starken Flankenstellung heraus den Verbündeten hochgefährlich werden konnte. Erst am 24. April zog das russische Hauptheer in Dresden ein, um sich dann nach langsamen Märschen südlich von Leipzig mit Blücher zu vereinigen.

Mittlerweile hatte Napoleon seine Rüstungen mächtig gefördert. Wohl lagen Tausende der erprobten Veteranen im russischen Schnee begraben. Die jungen Konfribierten standen den alten Kameraden weit nach, viele hatte man in Ketten zu den Regimentern schleppen müssen; auch die Marschälle begannen der unendlichen Kriegsarbeit satt zu werden und sehnten sich nach friedlichem Genuße der erbeuteten Schätze. Die Überlegenheit der sittlichen Spannkraft und des kriegerischen Feuers, die vordem den napoleonischen Heeren eigen gewesen, war jetzt ganz und gar auf die Preußen übergegangen. Immerhin blieb das Weltreich, das seit Jahren von keinem Feinde betreten worden, durch seine unermesslichen Hilfsquellen den Verbündeten weitaus überlegen. Während Bertrand aus Italien durch Bayern heranzog, versammelten sich die übrigen Korps der Franzosen und Rheinbündner am Niederrhein, bei Frankfurt und im Würzburgischen. In den letzten Tagen des April rückte Napoleon selbst mit dem Hauptheere auf der Frankfurt-Leipziger Straße durch Thüringen ostwärts und vereinigte sich am 29. bei Raumburg mit der Armee des Vikkönigs. Er gebot über eine Feldarmee von mindestens 180 000 Mann, ungerechnet die Garnisonen der deutschen Festungen, und die Verbündeten konnten ihm zunächst nur etwa 98 000 Mann entgegenstellen. Scharnhorst wünschte anfangs die Schlacht in der freien Ebene von Leipzig, wo die überlegene Reiterei der Verbündeten zur vollen

Wirksamkeit gelangen konnte. Das russische Hauptquartier dagegen beschloß, südlich von dem alten Lützener Schlachtfelde, in dem sumpfigen, von Gräben, Hecken und Hohlwegen durchschnittenen Wiesenlande bei Großgörschen, das zur Entfaltung großer Reitermassen wenig Raum bot, einen Vorstoß gegen die rechte Flanke des nach Leipzig vorrückenden Feindes zu wagen. Scharnhorst gab zuerst den einfach kühnen Rat: man solle die Übermacht des Feindes schon auf dem Anmarsch überraschen, seine Marschkolonnen durch einen Flankenangriff durchbrechen. Der verwegene Plan konnte nur durch die höchste Schnelligkeit und Einfachheit der Ausführung gelingen. General Diebitsch, der in Wittgensteins Auftrag die Anordnungen traf, leitete jedoch den Anmarsch so unglücklich, daß die Korps von Blücher und York einander durchkreuzten.

Erst um Mittag des 2. Mai konnten die Preußen den Angriff beginnen auf die zwischen den Büschen versteckten vier Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Rahna und Taja, welche Ney mit gewaltiger Übermacht hielt. Unter brausendem Hurraruf stürmten ihre Regimenter heran, noch niemals waren die französischen Legionen einem solchen Ungestüm kriegerischer Begeisterung begegnet. Nichts von der natürlichen Unsicherheit junger Truppen; ein Sturm des Hornes schien jeden fortzureißen; niemand konnte sich auszeichnen, so groß war die Tapferkeit aller! Nach zweifündigem mörderischem Kampfe wurden drei von den Dörfern den Franzosen entrisen. Da eilte Napoleon selbst von der Leipziger Straße herbei, versuchte mit frischen Truppen die Schlacht herzustellen. Er mußte mit ansehen, wie die preußische Garde durch einen zweiten furchtbaren Angriff die vier Dörfer sämtlich nahm; kam die Reserve der Verbündeten rechtzeitig heran, so war die Marschlinie der Franzosen durchbrochen, ihrem Hauptheere eine schwere Niederlage bereitet. Auf einen Augenblick wurde der Imperator unsicher. „Glaubt Ihr, daß mein Stern untergeht?“ fragte er zweifelnd seinen Berthier, und beim Anblick des Todesmutes der Preußen entfuhr ihm der Ausruf: „Diese Tiere haben etwas gelernt.“ Doch Wittgen-

steins Reserven blieben aus; das Korps von Miloradowitsch wurde durch ein unglückliches Mißverständnis dem Schlachtfeld fern gehalten und die russischen Garden erschienen erst auf der Wahlstatt, als mit dem Anbruch der Nacht der Kampf zu Ende ging. Die Reiterei der Verbündeten gelangte nicht zu entscheidendem Eingreifen, da Wittgenstein sich völlig unfähig zeigte, die Leitung des Heeres in der Hand zu behalten und eigentlich niemand den Oberbefehl führte; ihr Fußvolk verbiß sich in den blutigen Kampf um die Dörfer, der bei der Überlegenheit der feindlichen Infanterie keinen günstigen Ausgang versprach. Währenddem zog Napoleon von Norden her neue Verstärkungen heran, und gegen sieben Uhr fühlte er sich stark genug um, nach seiner Gewohnheit, unter dem Schutze einer mächtigen Artilleriemasse einen entscheidenden Stoß zu wagen. Als die Finsternis hereinbrach, behaupteten sich die Preußen nur noch in Großgörschen, die drei anderen Dörfer waren von den Franzosen zurückgewonnen. Der Feind hielt das Heer der Alliierten in weitem Bogen umklammert. Ein letzter verzweifelter Angriff der Reiterei von Blücher auf gut Glück in das Dunkel der Nacht hinein geführt scheiterte an der Ungunst des Terrains.

Noch war die Schlacht nicht gänzlich verloren; jedermann im preußischen Lager erwartete die Wiederaufnahme des Gefechtes für den folgenden Morgen; aber hatten die Verbündeten schon am Abend mit ihren 70 000 Mann gegen eine fast zweifache Übermacht gefochten, so mußten sie am nächsten Tage, wenn Napoleon alle seine Streitkräfte aus der Leipziger Umgegend herangezogen hatte, einem noch ungleichen Kampfe entgegensehen. Unverfolgt traten sie den Rückzug nach der oberen Elbe an. Mindestens 10 000 Mann von den Verbündeten und eine weit größere Anzahl Franzosen waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Die Truppen fühlten sich unbesiegt, sie hatten selber mehrere Trophäen erbeutet und keine einzige in den Händen des glücklichen Gegners zurückgelassen; überall, wo sie den Feind in gleicher Anzahl getroffen, waren sie ihm überlegen gewesen. Die Kosaken riefen auf dem Rückzuge fröhlich ihr: Pascholl!

Franzose kaput! Im preussischen Heere lebte das stolze Bewußtsein, daß man unter fremden und unfähigen Führern die Ehre der Fahnen wieder hergestellt, den Siegern von Jena sich ebenbürtig erwiesen habe. Hingerissen von dem Anblick der wieder erwachten deutschen Waffengröße sang Arndt sein Lied auf den Tag von Großgörschen:

Tapfre Preußen, tapfre Preußen,
Heldenmänner, seid begrüßt!
Beste Deutsche sollt ihr heißen
Wenn der neue Bund sich schließt!

Unter den Opfern des blutigen Tages war auch Scharnhorst. Im Siebenjährigen Kriege hatte ein grausames Geschick fast alle preussischen Heerführer dahingerafft; während des Befreiungskrieges blieben sie sämtlich verschont. Nur dieser eine Cine fiel — der mächtige Geist, aus dessen lichtigem Haupte das deutsche Volkshoer gepanzert aufstieg wie Pallas aus dem Haupte des Zeus. Er wollte die leichte Wunde, die er bei Großgörschen empfangen, nicht ruhig heilen lassen. Seit man die Schwäche der russischen Armee und die Lauheit ihrer Führer vor Augen sah, stand im preussischen Hauptquartier die Überzeugung fest, daß nur Österreichs Beistand den Sieg verbürge. Bald nach der Schlacht kündigte der König in einem Parolebefehle seinen Truppen an: „in wenigen Tagen wird uns eine neue mächtige Hilfe zur Seite stehen.“ Scharnhorst wußte, auf wie schwachen Füßen diese Hoffnung stand, und beschloß daher, trotz der Warnungen der Ärzte, selber nach Wien zu gehen und durch persönliche Überredung den österreichischen Staatsmännern den entscheidenden Entschluß zu entreißen. Unterwegs verschlimmerte sich die Wunde. Während er in Böhmen einsam auf dem Krankenbette lag, schweiften seine Gedanken hinüber zu dem vaterländischen Heere. So viel herrliche Kraft war vergeudet durch die Fehler der russischen Heeresleitung; er hatte die Preußen gerüstet und fühlte, daß er sie zum Siege führen würde, wenn man ihn frei gewähren ließ an Blüchers Seite. Der sterbende Mann konnte den großen Ehrgeiz, der ihn verzehrte, nicht länger

in seiner verschlossenen Brust verbergen und schrieb an seine Tochter — nur für sie, damit sie wisse, „wie Dein Vater dachte, wenn ich einst nicht mehr da sein sollte: An Distinktionen ist mir nichts gelegen. Da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung, und ich würde mich verachten wenn ich anders dächte. Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages!“ Es sollte nicht sein. Am 28. Juni erlag er seiner Wunde; seine letzten Worte weisagten den Deutschen die Freiheit. Tragischer hat keiner geendet von den schöpferischen Geistern unserer Geschichte. Ohne Scharnhorst kein Leipzig, kein Belle-Alliance, kein Sedan, und der die Saat so vieler Siege streute, sollte selber Preußens Fahnen niemals glücklich sehen! Erschütternd trat das große Rätsel des Menschenschicksals den Überlebenden vor die Seele; immer wieder, wenn sie dieses Toten gedachten, überkam sie die Ahnung, daß unser Leben nicht abschließt mit dem letzten Atemzuge. Wie oft hat Blücher nach erfolgtem Siege in feuriger Rede den Schatten seines Scharnhorst angerufen, er solle niederschauen auf die Vollendung seines Werkes! Dem Dichter aber erschien der Gefallene wie ein Siegesbote, den die befreiten Germanen ihren Ahnen nach Walhalla sendeten:

„Nur ein Held darf Helden Botschaft tragen.
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch das wollen wir zerbrechen,
Und der Rache Tag bricht an!

Soviel Ehre die Schlacht von Großgörschen den jungen preußischen Truppen brachte, sie war doch eine Niederlage, verhängnisvoll durch ihre politischen Folgen. Der Ruf der napoleonischen Unüberwindlichkeit stand nunmehr wieder aufrecht; kein Gedanke mehr an einen Abfall der rheinbündischen Höfe. Friedrich August von Sachsen war soeben erst, am 20. April, durch einen geheimen Vertrag zu Oesterreich und der Politik der bewaffneten Vermittlung übergetreten. Auf die Nachricht von Napoleons Siege lehrte er sofort, noch bevor die drohende Mahnung des Protektors ihn ereilte, wieder zu den Fahnen

zurück, denen sein Herz immer angehangen; hatte er doch schon vor Wochen seinen Obersten Odeleben in das französische Hauptquartier gesendet, um dem Imperator als Führer durch Thüringen zu dienen! Senfft, der Vertreter der Neutralitätspolitik, ward entlassen, die Armee und das Land dem großen Alliierten zur Verfügung gestellt. General Thielmann erhielt Befehl, Torgau den Franzosen zu öffnen und trat, da seine Truppen den Weisungen ihres Königs unbedingt gehorchten, allein zu den Verbündeten über, nur begleitet von dem genialen Aſter, dem deutschen Vauban. Der Besitz der sächsischen Festungen erlaubte den Franzosen, den Krieg um Monate zu verlängern. Ein hartes Strafgericht erging über die treuen Preußen in Rottbus, die im März, als Blüchers Heer einzog, sich sofort jubelnd der deutschen Sache angeschlossen, zahlreiche Freiwillige unter die Fahnen ihres alten Landesherrn gestellt hatten. Sobald die sächsische Herrschaft zurückkam, wurde das Rottbuser Land von den Franzosen in Belagerungszustand erklärt, eine Anzahl der angesehensten Patrioten, der wackere Landrat von Normann voran, auf eine Anzeige der sächsischen Beamten in das Gefängnis geworfen und den Familien, bei Strafe der Vermögens- einziehung, anbefohlen ihre Söhne zur Heimkehr aufzufordern. Diese hoshafte Verfolgung erfüllte die Bewohner des Landes mit so ingrimmigem Hass, daß sie nach der Wiederbefreiung den König baten, er möge sie der Kurmark, nicht der Provinz Sachsen zuteilen: „wir wünschen nie wieder mit den sächsischen Behörden in ein näheres Verhältnis zu treten, auch dann nicht, wenn sie den k. preußischen Untertanen zugesellt werden sollten.“

Auf Befehl des Protektors eilte Friedrich August selbst aus Prag herbei, um durch die Spaliere französischer Truppen in der sächsischen Hauptstadt einzuziehen, und das neutrale Österreich ließ den abtrünnigen Bundesgenossen ungehindert in das napoleonische Feldlager zurückkehren. Der Imperator empfing ihn um so freudiger, da er aus dem Hergange erriet, daß Kaiser Franz noch keineswegs entschlossen war, zu den Verbündeten

überzutreten. Fortan fuhr der sächsische Hof wieder mit vollen Segeln im Fahrwasser der französischen Allianz: er hoffte abermals auf Preußens Kosten sich zu vergrößern und erbat sich bei dem Protektor für den Fall des Friedens: Glogau und einen Strich von Schlesien, dergestalt, daß Kursachsen mit Warschau ein zusammenhängendes Gebiet bilden sollte. König Friedrich Wilhelm aber sagte schon im Mai einem sächsischen Edelmann voraus: der Untergang der albertinischen Krone werde die unvermeidliche Folge solcher Treulosigkeit sein.

Die Verbündeten waren mittlerweile über die Elbe bis in die Oberlausitz zurückgewichen. Napoleon folgte; sein Heer stand zerstreut auf der weiten Linie von Dresden bis Wittenberg. Er faßte jetzt zum ersten Male den Plan zu einem Angriff auf Berlin — einen Gedanken, der seitdem in allen Berechnungen dieses Feldzuges immer wiederkehrte: während er selbst der Armee der Alliierten ostwärts folgte, sollte Ney durch einen raschen Zug gen Norden den gehäßigsten und gefährlichsten der Feinde in seiner Hauptstadt bedrohen. Das preußische Hauptquartier war auf das Ärgste gefaßt und traf bereits Anstalten, Berlin nötigenfalls im Straßenkampfe durch den Landsturm zu verteidigen. Die Armee jedoch blieb mit den Russen vereinigt; der König wollte die Stellung in der Nähe der österreichischen Grenze behaupten, er hoffte durch einen Sieg des vereinigten Heeres die zaubernde Hofburg zum Anschluß zu bewegen. In der That war ein Erfolg möglich, wenn Wittgenstein sogleich mit seinem gesammelten Heere einen Angriff auf Napoleon unternahm, bevor dieser seine Armee vereinigt hatte. Die russische Führung aber, die in jenen Tagen wesentlich durch die dilettantischen Einfälle des Zaren selber bestimmt wurde, beschloß, dem Räte der preußischen Generale zuwider, bei Bautzen eine Defensivschlacht anzunehmen und gewährte also dem Imperator, der die Gedanken der Gegner alsbald durchschaute, genügende Zeit, um seine Streitkräfte zu versammeln und auch Neys Armee zurückzurufen. Während die Hauptarmee untätig bei Bautzen stand, sollten die zwei schwachen Korps von York und Barclay

de Tolly durch ein Ausfallsgefecht die heranrückenden dreifach überlegenen Heersäulen Nehs und Lauristons zurückwerfen. Mit höchster Kühnheit versuchte York sich des unmöglichen Auftrags zu entledigen; durch das blutige Waldgefecht bei Königswartha (19. Mai) hat er sich zuerst den Namen des Schlachtengenerals, seinen altpreussischen Regimentern ein furchtbares Ansehen bei Freund und Feind gesichert; wunderbar zäh und verwegen hielt er aus in dem ungleichen Kampfe und brachte seine kleine Schar in guter Ordnung wieder zu dem Hauptheere zurück. Aber mit entsetzlichen Opfern hatten die Preußen die Torheit des Zaren bezahlen müssen; mehr als die Hälfte der Brigade Steinmeyer lag auf dem Schlachtfelde, und die Vereinigung Nehs mit der französischen Hauptarmee war doch nicht verhindert.

So konnte denn Napoleon am 20. Mai seine gesamt 170 000 Mann gegen die 80 000 Alliierten zur Schlacht vorführen. Die Verbündeten erwarteten den Angriff in weitgedehnter Stellung auf dem steilen rechten Ufer des tiefen Spreetals, mit der Front nach Westen; ihr linker Flügel lehnte sich an jene waldigen Höhen des Lausitzer Gebirges, von denen einst Loudon gegen das Hochkircher Lager herniedergestürzt war, der rechte stand ungedeckt in der freien Ebene. Napoleon griff am ersten Schlachttage den linken Flügel der Gegner an, überschritt den Fluß, besetzte Bausen und verleitete also den Zaren zu dem Glauben, daß die Franzosen die Entscheidung auf der Linken der Alliierten suchten, das verbündete Heer vom Gebirge abschneiden wollten. Die Absicht des Imperators ging aber vielmehr dahin, den bloßgestellten rechten Flügel der Verbündeten zu werfen, dann ihr Zentrum zu umklammern und die geschlagene Armee zu dem gefährvollen Rückzuge südwärts ins Gebirge hinein zu zwingen. Während nun die Russen ihre wohlgesicherte Linke noch mehr verstärkten, warf sich Napoleon am zweiten Schlachttage mit Macht auf den schwachen rechten Flügel unter Barclay de Tolly, schlug ihn gänzlich und drang dann gegen die Kreutziger Höhen vor, welche Blücher mit dem Zentrum hielt. Nach langem mörderischem Kampfe war auch

diese Position fast umgangen, die Linien der Verbündeten bildeten bereits einen weit zurückgebogenen Haken. Da erkannte Ansebeck die Gefahr einer völligen Niederlage; er bestand darauf, daß die Schlacht abgebrochen wurde und rettete so das Heer. Gegen drei Uhr trat Blücher in musterhafter Ordnung den Rückzug an, und als der Abend hereinbrach, hatte der Sieger durch die blutige Arbeit zweier Tage nichts weiter gewonnen als den Besitz des Schlachtfeldes. „Was?“ — rief er grimmig, — „kein Ergebnis, keine Trophäen, keine Gefangenen nach einer solchen Schlächtereier?“ 40 000 Mann waren gefallen, davon 25 000 Franzosen; die Flammen der brennenden Dörfer ringsum beleuchteten die gräßliche Wahlstatt.

Sofort nach dem unfruchtbaren Siege nahm Napoleon seine alten Pläne wieder auf und entsendete Dubinots Korps gegen Berlin; der aber wurde von Bülow und Dppen nach einem wüthenden Kampfe in der brennenden Vorstadt von Luckau zurückgeworfen (4. Juni). Es war das erste jener vier blutigen Treffen und Schlachten, wodurch Preußen sich in diesem Sommer den Besitz seiner Hauptstadt sicherte. In denselben Tagen jedoch ging das befreite Hamburg wieder an die Franzosen verloren. Die unkriegerischen Gewohnheiten der reichen Handelsstadt rächten sich in der Zeit der Noth. Der schwerfällige bedachtsame Senat wußte nichts anzufangen mit dem tapferen Bürger Mettlerkamp und den vielen anderen wackeren Patrioten, die sich zur Verteidigung der Vaterstadt erbieten. Tettenborns Leichtsinns hatte für die Sicherung des gefährdeten Platzes wenig gethan; Bernadotte wollte, da er in Pommern das versprochene russische Hilfskorps nicht vorfand, seine kleine schwedische Armee nicht auf das Spiel setzen und unterließ jeden Entsatzversuch. Schon am 30. Mai konnte Davoust in die rebellische gute Stadt des Kaiserreichs wieder einziehen. Eine Schreckensherrschaft brach herein, wie der deutsche Boden sie noch nie gesehen; Standgerichte und Brandschakungen zeigten den deutschen Bürgern, was es heiße, dem Kaiser der Franzosen den Gehorsam aufzusagen. Der offene Platz wurde rasch mit Festungswerken umgeben, wobei die unglücklichen Be-

wohner selber schanzen mußten, und durch die Vertreibung von 25 000 armen Leuten für eine lange Verteidigung eingerichtet. Die feste Elblinie von Dresden bis zur See war wieder in Frankreichs Händen.

In einem Kriegsrathe der Monarchen zu Lauban vertrat Hardenberg, unterstützt von den preussischen Generalen, die Ansicht, daß die alliirte Armee, statt geradezu nach Osten zurückzugehen, vielmehr südwärts nach Schweidnitz an die Abhänge des Riesengebirges ausbiegen solle. So gab man zwar, alles auf eine Karte setzend, die Hauptmasse der preussischen Monarchie rücksichtslos dem Feinde preis, doch man hielt die Verbindung mit Oesterreich fest und damit die letzte Möglichkeit des Sieges. Der Rath ward befolgt. Dann ließ Blücher in der Ebene von Haynau seine Reiter plötzlich aus einem Hinterhalte gegen die Spitzen der nachdrängenden französischen Armee vorbrechen (26. Mai) und warf die Feinde so weit zurück, daß sie die Fühlung mit den Alliierten verloren und die veränderte Richtung des Rückzugs nicht bemerkten. Mit Befremden entdeckte Napoleon nach einigen Tagen, daß die Verbündeten in seiner rechten Flanke standen. Wie gern hat der greise preussische Held noch in späteren Tagen dieses ersten fröhlichen Empfanges gedacht, den er dem Feinde auf preussischem Boden bereitet; zum ersten Male in diesem Feldzuge lächelte ihm das Glück, und seiner Lieblingswaffe allein verdankte er den schönen Erfolg. Zuversichtlich wie er sah das gesamte preussische Heer neuen Schlachten entgegen; in allen den hartnäckigen Kämpfen dieses Rückzugs zeigte der deutsche Soldat eine unverwüßliche Freudigkeit und Frische. Mehr als zwanzig Gefechte und zwei große Schlachten waren geschlagen, fünfzig Kanonen und viele Gefangene den Franzosen abgenommen, Napoleon aber hatte keine einzige Trophäe in seinen Händen. Anders war die Stimmung im russischen Lager. Die von Haus aus mäßige Kriegslust der Generale erlahmte gänzlich, seit sie sich wieder in die äußerste Ostseite Deutschlands zurückgedrängt sahen; abermals wie vor sechs Jahren vernahm man die unmutige Frage: wozu uns opfern für fremde

Zwecke? Barclay de Tolly, der unterdessen den Oberbefehl übernommen, erklärte bestimmt, sein erschöpftes Heer bedürfe der Ruhe, müsse in Polen wiederhergestellt und verstärkt werden. Blücher aber wollte sich dann von den Russen trennen und südlich am Fuße der Glazer Berge dem Feinde standhalten. Schon war der Abmarsch der Russen über die Oder angeordnet, das Kaiserliche Bündnis drohte auseinanderzugehen. Da brachte ein schwerer Mißgriff Napoleons den Alliierten die Waffenruhe, die ihre Rettung werden sollte.

Wie laut er auch in seinen Bulletins prahlte, so unterschätzte Napoleon doch nicht die Gefahren seiner scheinbar so glänzenden Lage. Wohl hielt er alle Lande des rechten Elbufers, dazu die Lausitz und einen Teil von Schlesien in seiner Gewalt, jedoch er sah auch die zunehmende Verwilderung seines Heeres und fürchtete die unberechenbaren Mächte eines verzweifelten Volkskrieges. Wenn er jetzt, mit den Kränzen zweier neuer Siege um die Stirn, die Hand zum Frieden bot, so ließ sich vielleicht ein Abkommen erreichen, das dem Kaiserreiche seine konstitutionellen Grenzen sicherte, und der Vernichtungskampf gegen Preußen mochte nach einiger Zeit unter günstigeren Umständen wieder aufgenommen werden. Der so oft erprobte beste Bundesgenosse des kaiserlichen Frankreichs, die Zwietracht der Ostmächte konnte wohl auch diesmal noch seine Dienste tun. Von den Vermittlungsversuchen seines Schwiegervaters versprach sich der Imperator nichts Gutes; er vergaß es nicht, daß Schwarzenberg ihm vor kurzem ins Gesicht gesagt: die Politik hat diesen Ehebund geschlossen, die Politik kann ihn auch lösen! Dieser heimtückischen Hofburg, die ohne den Mut zu schlagen nach Ländergewinn trachte, gönnte er keinen Vorteil. Vielmehr hoffte er eine Zeitlang auf den Wankelmut Alexanders, den er schon vor der Banzener Schlacht vergeblich durch lockende Friedensvorschläge zu gewinnen versucht hatte. Der bewährte Caulaincourt sollte die Unterhandlungen mit Rußland führen: vielleicht wiederholten sich die Tilsiter Vorgänge, wenn man dem Zaren „eine goldene Brücke baute“, wenn Warschau zwischen

Rußland und Preußen aufgeteilt, der preußische Staat über die Oder zurückgeschoben und also dem Zaren völlig unterworfen würde! Trog diese Hoffnung, so mußten freilich — Napoleon und seine Marschälle fühlten es wohl — die Verbündeten aus dem Waffenstillstande größeren Gewinn ziehen als der Imperator selber. Aber auch für den Fall der Fortsetzung des Krieges schien ihm die Waffenruhe unentbehrlich. Er brauchte Zeit, um sein Heer, namentlich die Reiterei zu verstärken und er wollte durch starke Rüstungen in Illyrien sich gegen den Abfall Oesterreichs sicherstellen. Diese beiden Beweggründe gab er seinen Generalen als die entscheidenden an. Am 4. Juni schloß er den Waffenstillstand von Pläzwitz. Wie scharf er auch rechnete, er täuschte sich über die Kräfte des preußischen Staates und über das Wesen dieses Krieges, das jede halbe Lösung ausschloß. Er wußte nicht, daß die Verbündeten im geheimen Einverständnis mit Oesterreich den Waffenstillstand annahmen und mit wachsender Zuversicht auf den Beitritt der Hofburg zu der Koalition hofften. Schon am 16. Mai hatte Knesebeck mit den Russen Toll und Wolkonsky einen neuen Feldzugsplan verabredet, der durchaus auf die Mitwirkung Oesterreichs berechnet war.

Graf Metternich stand am Ziele seiner Wünsche. Eine seltene Gunst des Glücks fügte alles nach seinen Hoffnungen, warf dem Staate, der für die Befreiung der Welt noch nichts getan, die Entscheidung in den Schoß. Die kämpfenden Teile hielten einander durchaus das Gleichgewicht, wie man in Wien immer vorausgesagt; sie mußten, trotz Napoleons Widerwillen, die Mediation der Hofburg annehmen. Nun konnte Oesterreich ihnen nach seinem Ermessen den Frieden auferlegen oder, falls wider Verhoffen die Waffen nochmals aufgenommen wurden, mit seiner wohlgeschonten Kraft als führende Macht in die Koalition eintreten. Stein und Arndt, Blücher und die gesamte preußische Armee empfingen die Nachricht von der Einstellung der Feindseligkeiten mit tiefem Anmut: nichts entsetzlicher als ein fauler Friede nach solchen Opfern! Der Ingrimme wuchs noch, als

man erfuhr, daß die Lütkower Freischar in den ersten Tagen der Waffenruhe von Rheinbündnern verräterisch überfallen und fast vernichtet worden war. Der König hielt für nötig, sein treues Volk durch eine Proklamation zu beruhigen: der Waffenstillstand, sagte er stolz, sei angenommen, damit die Nationalkraft sich völlig entwickeln könne; wir haben den alten Waffenruhm wieder gewonnen, bald werden wir stark genug sein, auch unsere Unabhängigkeit zu erkämpfen. Zugleich befahl er bei Spandau ein verschanztes Lager anzulegen, damit Preußen im Notfalle, nach den Plänen der Kriegspartei von 1811, den Verzweislungskampf allein fortsetzen könne. Auf Gneisenaus Wunsch verfaßte Clausewitz seine köstliche Schrift über den Frühjahrsfeldzug und führte darin den Nachweis, daß die Streitkräfte der Alliierten während der Waffenruhe unverhältnismäßig wachsen müßten. Ebenso faßte Hardenberg die Lage auf; sein Tagebuch enthält hinter der Nachricht vom Waffenstillstande die lakonische Bemerkung: „war doch gut.“ Wie er Napoleons Stolz kannte, hielt er für ganz undenkbar, daß der noch unbesiegte Imperator auf Österreichs Friedensvorschläge eingehen würde; seine Zuversicht war um so fester, da ihm durch Stadion beruhigende Mitteilungen über die freundlichen Absichten der Hofburg zukamen.

Während Österreich sich anschickte, den Weltfrieden zu vermitteln, führte der Staatskanzler die Verhandlungen mit England weiter und schloß am 14. Juni den Vertrag von Reichenbach, kraft dessen die beiden Mächte sich verpflichteten, die Unabhängigkeit der von Frankreich unterdrückten Staaten wiederherzustellen. Schritt für Schritt hatte er mit der welfischen Habgier ringen müssen, und wenn er schließlich zur Hälfte nachgab, so befand er sich in der Lage des Bedrängten, der in höchster Geldnot einem Wucherer Wucherzinsen zahlt. Ohne die englischen Subsidien war Preußen völlig außerstande, den Krieg fortzuführen, das hatte Hardenberg schon im Februar dem britischen Kabinett erklärt. Das Tory-Kabinett konnte sich auf die ergebene Mehrheit in beiden Häusern unbedingt verlassen;

was hätte es dem preussischen Staatskanzler gefrommt, den Beistand der Opposition anzurufen? Als er einmal dem General Stewart vorhielt, das Parlament und die englische Nation würden ein so kleinliches Verfahren in großer Sache sicherlich nicht billigen, da erwiderte jener mit unfreiwilligem Humor: „ich bin weder von der Nation noch von dem Parlament hierhergeschickt worden, sondern von S. K. Hoheit dem Prinzregenten!“ Stewart und sein Amtsgenosse, der hölzerne, steif pedantische Lord Clancarty trugen die Überlegenheit des Bezahlenden mit der ganzen ihrem Volke eigentümlichen Rücksichtslosigkeit zur Schau. Dazu die bodenlose Unwissenheit dieser Torys; aus Clancarty's Briefen mußte Hardenberg ersehen, daß der Lord den Kalischer Vertrag entweder nie gelesen oder gröblich mißverstanden hatte. Von selbst verstand sich, daß Preußen nur halb so viel Subsidien erhalten sollte als Rußland, das überdies, dank seiner geographischen Lage, vor welfischen Landforderungen bewahrt blieb; die unglücklichen Ziffern des Kalischer Vertrags zeigten jetzt ihre praktische Bedeutung. Endlich einigte man sich über 666 666 Pfd. St., wofür Preußen 80 000 Mann ins Feld stellen sollte; und diese für einen solchen Krieg armselige Summe, um ein Drittel niedriger als die an Schweden bewilligten Subsidien, ward mit Abzug des Wechselkurses, der fast dreißig vom Hundert betrug, ausbezahlt, so daß Preußen nur 3 $\frac{1}{2}$ Mill. Tlr. erhielt. Erst nach widerwärtigen Verhandlungen erreichte der Gesandte Jacobi in London, daß der Wert der gelieferten Waffen nicht auch noch von den Subsidien abgezogen wurde.

Gegen die Abtretung altpreussischer Gebiete sträubte sich das Pflichtgefühl des Königs. Er wollte zur Not Hildesheim, das nur vier Jahre lang preussisch gewesen, den Welfen überlassen, doch weder die getreuen Ravensberger, noch das feste Minden, das der Kriegskunst jener Zeit als der Schlüssel der Weserlinie galt. Auch als die welfischen Unterhändler statt dessen die Abtretung von Ostfriesland vorschlugen, blieb der König standhaft; es kam zu einem heftigen Austritt zwischen ihm

und dem Staatskanzler. Die Welfen mußten sich zuletzt begnügen mit dem Versprechen, daß Preußen ihrem Stammlande eine Abrundung von 260—300 000 Seelen, einschließlich Hildesheim, verschaffen werde. Die Aussichten der preußischen Diplomatie wurden von Tag zu Tag trüber; sie hatte neue drückende Verpflichtungen übernommen und zum Entgelt wieder nur die allgemeine Zusage erlangt, daß Preußen „zum mindesten“ ebenso mächtig werden solle wie vor dem Kriege von 1806. Einen Tag darauf schloß Rußland sein Kriegsbündnis mit England. Der Zar blieb für die Friedenswünsche seiner Generale wie für Napoleons Anerbietungen ganz unzugänglich: der Ruhm des Weltbefreiers und die polnische Königskrone standen so glänzend vor seiner Seele, daß er der Ermahnungen Steins jetzt kaum bedurfte, und der Kanzler Rumjanzoff, der alte Gegner der Koalition, entmutigt um Entlassung bat. Die preußischen Patrioten fanden sich nach kurzer Verstimmung rasch wieder zusammen in der frohen Gemeinschaft der unsichtbaren Kirche, wie Niebuhr zu sagen pflegte; sie bemerkten bald, wie sehr die Waffenruhe der Ausbildung der Landwehr zugute kam. In Schlesien entfaltete Gneisenau im Verein mit dem wackeren Präsidenten Merckel eine gewaltige Tätigkeit, so daß bei Ablauf des Stillstandes 68 Bataillone Landwehr formiert waren. Blücher schrieb ihm zufrieden: „Landwehren Sie man druff, aber wenn die Fehde wieder beginnt, dann gesellen Sie Sich wieder zu mich!“

Wie diese Rüstungen, so bewiesen auch die Friedensvorschläge des Zaren und des Königs, daß die Verbündeten nicht gesonnen waren, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Sie verlangten: Wiederherstellung der alten Macht von Preußen und Oesterreich, Auflösung des Rheinbundes und des Herzogtums Warschau, Rückgabe der Nordseeküste, endlich die Unabhängigkeit von Holland, Spanien und Italien. Es waren im wesentlichen die Pläne von Bartenstein; nur ein ungeheurer Krieg konnte sie verwirklichen. Ganz anders sah Kaiser Franz die Lage an. Ihm graute vor diesem Kriege, vor dem Enthusiasmus der

norddeutschen Jugend; aus tiefster Seele hatte er seinem Schwiegersohne zu der Großgörschener Schlacht Glück gewünscht und die Hoffnung ausgesprochen, dies erste Treffen werde viele Leidenschaften abgekühlt, viele Schimären zerstört haben. Furchtbar war ihm der Gedanke, daß er die unmilitärischen Gewohnheiten seines schläfrigen Schreiberlebens aufgeben und, wie die beiden verbündeten Monarchen, ins Feldlager gehen sollte. Regungen der Zärtlichkeit für seine Tochter in Paris beirrten freilich den Hartherzigen nicht, dem die Diplomaten nachrühmten, er habe ganz politische Eingeweide. Aber wozu ein wagnisvoller Krieg, wenn man im Frieden die Überlegenheit Frankreichs ein wenig einschränken und eine glänzende Stellung an der Seite des mächtigen Schwiegersohnes erlangen konnte? Auch unter den Staatsmännern war die Friedenspartei noch stark vertreten. Ihr eifrigster Wortführer war der jetzt ganz in blasierte Stumpfsheit versunkene Genz; als nachher die Kriegspartei siegte, behauptete er freilich mit erstaunlicher Dreistigkeit, daß er selber den rettenden Entschluß herbeigeführt hätte. Noch am 24. Juni schrieb er vertraulich an Karadja: die Hofburg hege die Überzeugung, daß die Mittel zur Niederwerfung der französischen Übermacht noch nicht reif seien; er fand es sonderbar, daß die Alliierten, während sie Oesterreich zur Friedensvermittlung aufforderten, gleichzeitig mit England ein Kriegsbündnis schließen. Metternich sah diesmal weiter als sein Kaiser. Er ahnte, daß Oesterreich selber in Preußens Niederlage mit verwickelt werden mußte, wenn dieser Staat den Kampf bis zur Vernichtung fortführte; auch die dämonischen Mächte der Revolution im preußischen Heere konnten nur dann niedergehalten werden, wenn Kaiser Franz in die Koalition eintrat. Aber noch hatte er einen festen Entschluß nicht gefaßt, seine angeborene Vorliebe für krumme Wege noch nicht überwunden. Am 30. Mai gestand er seinem Vertrauten, dem Hannoveraner Hardenberg: ein dauernder Friede sei für jetzt doch unmöglich; genug wenn man diesmal zu einem vorläufigen Frieden gelange, der den drei Ostmächten die Operationsbasis von der Ostsee bis zur

Adria verschaffe und ihnen für die Zukunft einen entscheidenden Krieg ermögliche.

In diesem Sinne waren auch die Friedensvorschläge gehalten, welche der Mediator den Verbündeten vorlegte; sie zeigten unzweideutig, daß die Hofburg von kriegerischen Entschlüssen noch weit entfernt, daß ihre bisherigen Verhandlungen mit Napoleon keineswegs eine Komödie gewesen waren. Oesterreichs Wünsche beschränkten sich auf vier Punkte: Aufhebung des Herzogtums Warschau, das unter die Ostmächte verteilt werden sollte; Verstärkung des preußischen Staates durch diese Teilung, durch die Rückgabe von Danzig und durch die Räumung der Festungen; Rückfall der illyrischen Provinzen an Oesterreich; dazu die Wiederherstellung von Hamburg und Lübeck und für den unwahrscheinlichen Fall, daß England sich zu einem allgemeinen Frieden bereit fände, auch noch die Herausgabe der deutschen Nordseeküste. Alle Herzenswünsche der Hofburg kamen in diesem Programme an den Tag. Mit Illyrien erhielt Oesterreich seine adriatische Machtstellung wieder; durch die Auflösung von Warschau verschwand jener Herd polnischer Verschwörungen, welchen Metternich immer als hochgefährlich für die drei Ostmächte angesehen hatte; Preußen aber empfing durch die neue Teilung Polens gerade jene Provinzen zurück, an denen dem Könige wenig lag, wurde kaum wieder eine Macht zweiten Ranges; der Rheinbund endlich blieb erhalten, nach Metternichs altem Grundsatz, daß man die kleinen Höfe durch nachgiebige Güte gewinnen müsse.

Welche Zumutung für die Verbündeten! Sie schwankten lange, verhandelten seit dem 10. Juni mit Stadion im Hauptquartier zu Reichenbach und gleichzeitig in wiederholten persönlichen Zusammenkünften mit dem kaiserlichen Hofe, der seine Residenz in die Schlösser an der böhmisch-schlesischen Grenze verlegt hatte. Trotz aller Bedenken blieb Hardenberg des züversichtlichen Glaubens, daß Napoleon niemals in die bescheidenen Bedingungen willigen werde; forderten sie doch von ihm, was er noch in starker Hand festhielt! Am 27. Juni unterzeichneten endlich Stadion, Nesselrode und Hardenberg den Reichen-

bacher Vertrag, welcher die österreichischen Vorschläge guthieß, aber zugleich der Hofburg zum ersten Male eine halbwegs sichere Verpflichtung auferlegte. Oesterreich mußte versprechen, falls Napoleon die Friedensbedingungen bis zum 20. Juli nicht annähme, sofort die Waffen zu ergreifen, mit mindestens 150 000 Mann an dem Feldzuge teilzunehmen und einen gemeinsamen Kriegsplan mit den Verbündeten zu vereinbaren; trat der Kriegsfall ein, so sollte der von den Alliierten ursprünglich vorgeschlagene Plan einer gründlichen Neugestaltung Europas als das Ziel des gemeinsamen Kampfes gelten, und man verpflichtete sich, diesen Plan im weitesten Sinne auszulegen. So war die Hofburg doch für einen Fall gebunden. Die Alliierten aber behielten freie Hand; sie erklärten unzweideutig, daß sie ohne die Auflösung des Rheinbundes und die Wiederherstellung der alten Macht Preußens sich nicht beruhigen würden, und der österreichische Bevollmächtigte erhob keinen Einspruch dawider.

Unterdessen war Metternich nach Dresden gegangen, um Napoleon für die Einleitung der Friedensverhandlungen zu gewinnen. Dort ging es hoch her, im Palaste Marcolini; der gesamte kaiserliche Hofstaat war versammelt, Talma und die Mars spielten vor dem Imperator. Die französische Nation sollte glauben, daß ihr Beherrscher den Frieden ernstlich wolle und sich auf die langen Verhandlungen eines großen europäischen Kongresses einrichte. In Wahrheit war all sein Sinnen nur noch auf die Wiederaufnahme des Krieges gerichtet; die Anwandlungen friedlicher Gedanken verslogen, seit er den guten Fortgang seiner gewaltigen Rüstungen sah und die unbeirrte Festigkeit des Zaren erkannte. Als er mit dem Abgesandten des vermittelnden Hofes in einer langen Unterredung unter vier Augen sich besprach, da brach sein beleidigter Stolz und der verhaltene Zorn über alle die getäuschten Hoffnungen, die er einst an die österreichische Familienverbindung geknüpft, in so leidenschaftlichen und gehässigen Worten durch, daß Metternich jetzt ernstlich zu zweifeln begann, ob eine Verständigung mit diesem Manne möglich sei. Die Überhebung des Impe-

rators, der sich längst gewöhnt hatte, die Habsburg-Lothringer als „störrische Vasallen der Krone Frankreich“ zu behandeln, erschien dem weltkundigen österreichischen Diplomaten wie Raserei; und dabei sagte sich der vollendete Weltmann mit stillbefriedigtem Lächeln, dieser unbändig polternde Allgewaltige sei doch nur ein Plebejer. Trotzdem trennte man sich zuletzt mit der Zusage, daß ein förmlicher Friedenskongreß in Prag zusammentreten, der Ablauf des Waffenstillstandes aber vom 20. Juli auf den 10. August hinausgeschoben werden solle. Napoleon hatte seine Rüstungen noch nicht beendet, und auch die Hofburg hieß jede Vertagung willkommen, da ihr Heer sich noch in unfertigem Zustande befand.

Darauf neue peinliche Erwägungen im Hauptquartiere der Alliierten, denen weder der Kongreß noch die Verlängerung der Waffenruhe gelegen kam. Am 4. Juli traf Hardenberg mit Kesselrode, Metternich und Stadion im Schlosse Ratiborschitz zusammen. Es entspann sich eine lange stürmische Verhandlung; Kesselrode gesteht, daß er im ganzen Verlaufe seiner langen diplomatischen Laufbahn kaum je einer bewegteren Sitzung beigewohnt habe. Die Alliierten legten schließlich die Leitung der Prager Verhandlungen vertrauensvoll in Österreichs Hände, da Metternich drohte, sein Kaiser werde sonst vielleicht in bewaffneter Neutralität verharren; aber sie erklärten zugleich ihren festen Entschluß, den Krieg im äußersten Falle auch ohne Österreich fortzusetzen. Damit war Österreichs Eintritt in den Kampf nahezu entschieden. Denn offenbar konnten Metternichs Pläne nur gelingen, wenn er sich von den Verbündeten nicht gänzlich trennte; wurden die Waffen wieder aufgenommen und der österreichische Hof blieb neutral, so mußte er fürchten von den Früchten der Siege der Koalition ausgeschlossen, doch in die Folgen ihrer Niederlagen mit verwickelt zu werden. Eine politische Notwendigkeit, die stärker war als eines Menschen Wille, drängte den Wiener Hof aus seiner zuwartenden Haltung heraus. Gleichwohl kehrten noch im Juli, ja bis zur Stunde der letzten Entscheidung hange Augenblicke des Zweifels wieder.

Im preußischen Hauptquartiere sprach Ancillon nach seiner kleinmütigen Weise für den Frieden, und Knessebeck führte in einer Denkschrift aus: auf die Auflösung des Rheinbundes sei für jetzt nicht zu hoffen, der preußische Staat könne aber zur Not auch ohne Magdeburg bestehen, wenn er nur auf dem rechten Elbufer durch Mecklenburg und Schwedisch-Pommern wohl abgerundet würde und eine feste Position an der Weichsel erhielte! Der König selbst dachte mutiger, hielt dem Kaiser Franz in einem eigenhändigen Briefe vor: der preußische Staat müsse in Deutschland erheblich vergrößert werden, wenn Oesterreich an ihm einen starken und zuverlässigen Nachbar haben wolle.

Währenddem ward man auch mit Schweden endlich handels-einig. Da Dänemark wieder förmlich zu dem französischen Bündnis zurückkehrte, so fielen Friedrich Wilhelms Bedenken hinweg, und er verbürgte durch den Vertrag vom 22. Juli der Krone Schweden, die nunmehr dem Rälischen Bunde beitrat, die Erwerbung von Norwegen. Ein geheimer Artikel verhieß den Dänen nötigenfalls auf deutschem Boden eine Entschädigung für Norwegen. Hardenbergs Leichtsinns fand daran kein Arg; er meinte, diese Entschädigung könne höchstens in einem kleinen Felsen Landes bestehen, da man ja Dänemark durch die Waffen bezwingen wollte, und glaubte zu wissen, daß Schwedisch-Pommern auf keinen Fall den Kaufpreis für Norwegen bilden werde. Hatte ihm doch Bernadotte mündlich versichert, Schweden sei geneigt, den letzten Rest seiner deutschen Besitzungen an Preußen abzutreten. Aber was war auf solche unbestimmte Zusagen des Treulosen zu geben?

Mit jedem neuen Tage wuchsen die Hoffnungen auf Oesterreichs Beitritt; auch die Nachricht von Wellingtons strahlendem Siege bei Vitoria und der gänzlichen Befreiung Spaniens wirkten ermutigend auf die Hofburg. Nach der Ratiborschitzer Unterredung gelangte Metternich zu der Einsicht, daß man die Rolle einer dritten Partei nicht mehr weiter spielen dürfe. Am 13. Juli enthüllte er seine kriegerischen Pläne zum ersten Male seinem kaiserlichen Herrn: selbst für den Fall, daß die Ver-

bündeten die Friedensvorschläge verwürfen und Napoleon sie annähme, würde Osterreich der Koalition nicht mehr fernbleiben können, ohne sich in der öffentlichen Achtung herabzusetzen. Der noch immer durchaus friedfertige Kaiser ließ sich auf diese unwillkommene Möglichkeit noch nicht ein; er versprach nur für das vorgelegte Friedensprogramm standhaft einzutreten, obschon ihm einzelnes darin übertrieben schien. Napoleon war unterdessen nach Mainz gegangen, auf Frankreichs klassischen Boden, wie er das linke Rheinufer zu nennen pflegte. Noch einmal hielt er dort großen Hofstag; Dalberg und die Fürsten von Baden, Darmstadt, Nassau überbrachten persönlich ihre untertänigen Glückwünsche zu den Siegen des Frühjahrs. Er freute sich an dem Anblick seiner herrlichen Truppen und kehrte dann nach Dresden zurück mit dem stolzen Bewußtsein, daß er wieder stark genug sei, um der Welt Gesetze zu geben. Im Rausche seines Stolzes tat er geflissentlich alles, was den vermittelnden Hof beleidigen und verletzen mußte, also daß Kaiser Franz zuletzt geradezu durch die gekränkte Fürstenehre genötigt ward mit dem Schwiegerohne zu brechen.

Die Gesandten der Alliierten in Prag, Anstett und Humboldt, hatten beide sehr beschränkte Vollmacht und waren insgeheim beide entschlossen, den Verhandlungen jedes mögliche Hindernis in den Weg zu legen. Niemand war für eine solche Aufgabe besser geeignet als Humboldt, der Meister aller dialektischen Künste; auch er fühlte sich ergriffen von der Begeisterung der Zeit, soweit seine kühle Natur dazu fähig war, und legte willig seine gelehrten Arbeiten zur Seite, um einmal ganz der Politik zu leben. Napoleons Hochmut überhob ihn jedoch aller Anstrengung. Mehrere Tage lang mußte er mit Anstett warten, bevor ein französischer Bevollmächtigter eintraf; endlich erschien Narbonne, aber ohne genügende Beglaubigung. Wieder vergingen einige Tage bis Caulaincourt am 28. Juli ankam. Dann begann ein Austausch von diplomatischen Notizen über die Form der Verhandlungen; die französischen Bevollmächtigten warfen dabei mit hämischen Bemerkungen nach allen

Seiten hin um sich und setzten den leeren Formenstreit hartnäckig fort bis zum letzten Tage der Waffenruhe, dergestalt, daß auf diesem wunderlichsten aller Kongresse nicht einmal eine gemeinsame Sitzung der Bevollmächtigten stattfinden konnte.

Der offenbare Hohn, der aus dem Auftreten der Franzosen sprach, sagte dem österreichischen Minister genug. Er fühlte, daß sein Hof nicht mehr zurück konnte und traf in der Stille seine Maßregeln, um dem Kaiserhause einen reichen Kriegslohn zu sichern. Noch während des Kongresses wurde zu Prag am 27. Juli mit den Verbündeten eine geheime Vereinbarung geschlossen, wonach Oesterreich das Königreich Italien und Illirien erhalten sollte; der König von Sardinien erhielt sein Erbe zurück, Mittelitalien samt Genua wurde unter den Erzherzogen der österreichischen Betterschaft aufgeteilt; Sizilien blieb den von England beschützten Bourbonen. Ja, die Verbündeten versprachen sogar im voraus alles gutzuheißen, was Oesterreich auf der Halbinsel tun würde. Einige Wochen darauf trat auch England diesem Vertrage bei. Die Absicht des britischen Kabinetts war einfach die französische Herrschaft aus Italien zu verdrängen; eine italienische Nation wollten die Tories nicht anerkennen, auch über die Ansprüche des Papstes ging man gleichmütig hinweg. Der russische Hof, der alte Gönner Piemonts, der unter Kaiser Paul die italienischen Pläne Oesterreichs so lebhaft bekämpft hatte, sagte sich von seinen bewährten Traditionen los, da die Freundschaft des Wiener Kabinetts jetzt über aller anderen Rücksichten stand. Die preußischen Staatsmänner aber fanden das Ansinnen Metternichs ganz unbedenklich. Daß die Hofburg die alten Thugutschen Projekte wieder aufnehmen würde, galt dem Staatskanzler von vornherein als selbstverständlich. Er hat sogar Oesterreich aufgefordert, die Italiener zum Freiheitskampfe aufzubieten; in Knessebeds Denkschriften hieß es kurzab: „was Oesterreich in Italien verlangt, liegt ja in der Natur der Dinge.“

Die Stellung des Mediators, der also bereits durch zwei geheime Verträge seine Unparteilichkeit aufgegeben hatte, wurde

täglich unhaltbarer; das Possenspiel des Kongresses drängte zum Ende. Vier Tage vor Ablauf der Waffenruhe wendete sich Napoleon noch einmal mit einer vertraulichen Anfrage an Oesterreich allein — offenbar nur um nachher der friedenslustigen französischen Nation seine Versöhnlichkeit beweisen zu können. Als Metternich darauf ein Ultimatum stellte, das die Reichenbacher Vorschläge in etwas schärferer Fassung wiederholte, gab der Imperator eine im wesentlichen ablehnende Antwort und ließ diese absichtlich zu spät von Dresden abgehen, so daß sie erst am 11. August in Prag eintreffen konnte. Der Waffenstillstand war abgelaufen, ohne daß Frankreich die Friedensbedingungen angenommen hatte. Mit dem letzten Glockenschlage des 10. August erklärten Humboldt und Anstett, ihre Vollmacht sei erloschen, der Kongreß beendet. Die Verpflichtungen von Reichenbach traten nunmehr in Kraft, der Trotz Napoleons hatte Oesterreich in das Lager der Koalition getrieben.

Jener große europäische Bund, woran die Staatsmänner seit achtzehn Jahren immer vergeblich gearbeitet, jetzt stand er endlich in Waffen: alle die vier alten Großmächte, mit ihnen Schweden und demnächst auch die wiederbefreiten Staaten der iberischen Halbinsel. Und diesmal führte nicht das Ungefähr diplomatischer Verwicklungen die Höfe zusammen, sondern eine hohe Notwendigkeit: es galt, die Freiheit der Welt, das lebendige Nebeneinander der Nationen, worauf die Größe der abendländischen Gesittung beruht, wiederherzustellen. Wohl traten mit England und Oesterreich zwei Mächte in das Bündnis ein, denen jedes Verständnis abging für die Sehnsucht des norddeutschen Volkes. Sonderbar genug stach die gewundene Sprache des österreichischen Kriegsmanifestes von dem herzerwärmenden ehrlichen Tone der preussischen Aufrufe ab. Wie war doch Genzengs reicher Geist in Wien verknöchert und verdorrt, daß er jetzt mit byzantinischem Redeschwall den kaiserlichen Schwiegervater verherrlichte, der, über gewöhnliche Bedenklichkeiten weit erhaben, für das heilige Interesse der Menschheit hingegeben habe, was seinem Herzen das Teuerste war! Auch die bitteren Bemerkungen des Mani-

festes über die dem regelmäßigen Gange der Regierungen zuvorkommenden ungeduldrigen Wünsche der Völker ließen ahnen, daß der Krieg durch Oesterreichs Teilnahme seinen Charakter verändern, manche Hoffnung der Patrioten in Enttäuschung enden würde. Doch es stand nicht anders, ohne Oesterreichs Zutritt konnte die Koalition sich gegen das Weltreich nicht behaupten. Der Ausgang des Prager Kongresses war ein großer diplomatischer Erfolg; Friedrich Wilhelm wußte, daß er ihn gutenteils der Gewandtheit seines Staatskanzlers verdankte. Erleichterten Herzens eilte Humboldt in jener verhängnisvollen Mitternacht des 10. August auf den Gradschin, um das verabredete Zeichen zu geben: bald flammten die Fanale auf den Ruppen der Riesenerge und trugen noch in derselben Nacht nach Schlesien hinüber zu dem aufjubelnden preussischen Heere die frohe Kunde, daß in sechs Tagen der Krieg von neuem beginne.

Durch den glücklichen Fortgang der preussisch-russischen Rüstungen und durch den Zutritt von 110 000 Mann Oesterreichern wurde endlich das Gleichgewicht der Kopfstärke zwischen den beiden Parteien annähernd hergestellt. Die Koalition verfügte über eine Feldarmee von über 480 000 Mann, worunter etwa 165 000 Preußen und nahezu ebensoviel Russen, sie war dem Feinde namentlich durch die Stärke ihrer Reiterei und Artillerie überlegen. Napoleon hatte sein Heer auf 440 000 Mann gebracht. Die Fürsten des Rheinbundes leisteten willig Heeresfolge, zumal da der Protektor wieder den Schirmherrn des Partikularismus spielte und ihnen die Gefahr der Wiederherstellung des alten deutschen Reiches, des Verlustes der Souveränität in finsternen Farben schilderte. Nur der Münchener Hof zeigte eine verdächtige Saumseligkeit; er nahm die Kriegserklärung Oesterreichs zum Vorwande, um die Hauptmasse seines Heeres im Lande zurückzuhalten, stellte nur eine schwache Division auf den norddeutschen Kriegsschauplatz. Verließ das Glück die französischen Fahnen, so war Bayern zum Abfall vorbereitet.

Unter den unglücklichen Truppen des Rheinbundes nahm der Unmut überhand seit den teuer erkauften fruchtlosen Siegen des Frühjahrs. Napoleon traute ihnen nicht, am wenigsten den Westfalen. Trotzdem sah er dem Kriege mit Zuversicht entgegen. Die geringe Überzahl der Feldarmee der Verbündeten wurde reichlich aufgewogen durch den Besitz der Festungen des Nordostens, deren Einschließung fast die Hälfte der preussischen Landwehr sowie einen großen Teil des russischen Heeres in Anspruch nahm, vornehmlich aber durch die günstige zentrale Stellung an der Elblinie, die von Glückstadt und Hamburg bis hinauf nach Dresden und Königstein in Napoleons Händen war. Fast auf der nämlichen Stelle hatte einst König Friedrich sechs Jahre lang eine ungleich bedrohlichere Übermacht in Schach gehalten; warum sollte dem Kriegsfürsten des neuen Jahrhunderts nicht auch gelingen, durch gewandte Benutzung der kurzen inneren Operationslinien, die er beherrschte, die Gegner zu überraschen, ihre weit voneinander getrennten Heere vereinzelt zu schlagen?

Den sittlichen Kräften der Koalition erwuchs aus dem Beitritt Oesterreichs kein Gewinn. Die kaiserlichen Truppen schlugen sich tapfer wie zu allen Zeiten; von der stürmischen Begeisterung des norddeutschen Volkes empfanden sie wenig, weniger sogar als die Russen, die nicht nur ihren alten Ruhm unerschütterlicher passiver Todesverachtung wieder bewährten, sondern auch durch das lange Zusammenleben mit den Preußen und durch die Gunst des Glücks nach und nach Freude gewannen an dem unwillig begonnenen deutschen Krieg. Der Geist von 1809 erwachte nicht wieder. Die Völker Oesterreichs sahen sich ungern aufgestört aus der bequemen Ruhe der jüngsten vier Jahre, sie sprachen ihre Furcht vor einem neuen Einbruche der französischen Eroberer so lebhaft aus, daß Erzherzog Johann seinen Grazern Mut einsprechen mußte; sie bemitleideten die ausziehenden Soldaten und behielten von den Taten dieses Krieges nichts im Gedächtnis, während die Erinnerung an Aspern und Wagram in aller Herzen fortlebte. Die breite Kluft, welche das

geistige Leben der Oesterreicher von den übrigen Deutschen trennte, wurde durch den Befreiungskrieg nicht überbrückt. Nur anstandshalber, nur um nicht allzuweit hinter Preußen zurückzubleiben, ließ auch Kaiser Franz eine Deutsche Legion für Freiwillige aus dem Reiche bilden, ein Freikorps, das niemals irgendeine Bedeutung erlangte. Die altgewohnte unbehilfliche Schwerfälligkeit der Führung und Verwaltung des österreichischen Heeres erregte wieder den Spott der französischen Soldaten über die Kaiserlicks; glänzenden Kriegsruhm erwarb sich, außer einigen kühnen Reiteroffizieren, kein einziger der k. k. Generale.

Da die Hofburg den Krieg nur mit halbem Herzen führte, beständig in Angst vor der nationalen Begeisterung der Preußen und den polnischen Plänen des Zaren, so konnte sie auch ihren tüchtigsten Feldherrn nicht verwenden; überdies war Erzherzog Karl seinem mißtrauischen kaiserlichen Bruder verdächtig und als alter Gegner der russischen Allianz dem Petersburger Hofe unwillkommen. Fürst Schwarzenberg erhielt den Oberbefehl, ein tapferer Reiterführer und ehrenhafter Cavalier, der mit seinem diplomatischem Takte die mächtigen streitenden Interessen im großen Hauptquartiere auszugleichen, unter den schwierigsten Verhältnissen, trotz der Anwesenheit von drei Monarchen die buntscheckige Masse der verbündeten Heere leidlich zusammenzuhalten verstand; doch dem Genie Napoleons fühlte er sich nicht gewachsen, der große Ehrgeiz des geborenen Feldherrn blieb ihm fremd. Sein trefflicher Generalstabschef Radetzky besaß geringen Einfluß; in der Regel gaben die Generale Duca und Langenau den Ausschlag im Kriegsrath, zwei Theoretiker aus Mloyds behutsam methodischer Kriegsschule, denen nichts schrecklicher war als das Wagnis der Feldschlacht. Noch war der Zauber des napoleonischen Namens ungebrochen. Selbst Zar Alexander begann zu glauben, daß die neufranzösische Kriegskunst allein durch ihre eigenen Schüler zu überwinden sei; er setzte sein Vertrauen vornehmlich auf Bernadotte und zwei andere französische Überläufer, Moreau und Jomini, ja er erwartete sogar, daß diese Abtrünnigen Zwiespalt und Partei-

kampf im napoleonischen Heere hervorrufen könnten — eine Hoffnung, die an dem ehrenwerten Patriotismus der Franzosen zuschanden wurde. Nur im preussischen Lager lebte das leidenschaftliche Verlangen nach großen durchschlagenden Entscheidungen und das stolze Selbstvertrauen, das den Sieg verbürgt; aber erst im Verlaufe des Krieges, nach errungenem Erfolge erlangten die preussischen Heerführer, die bedeutendsten militärischen Talente der Koalition, Macht und Ansehen.

Die Absicht Metternichs, seinem Hofe die führende Stellung in der Allianz zu verschaffen, erfüllte sich vollständig. Wie der Oberbefehl der gesamten Streitkräfte dem Fürsten Schwarzenberg anvertraut wurde, so berücksichtigte auch der neue, auf Grund der Verabredungen vom Mai festgestellte Kriegsplan in erster Linie die Interessen Oesterreichs. General Toll, der fähigste Generalstabsoffizier der russischen Armee, vereinbarte am 12. Juli zu Trachenberg mit Knessebeck und dem schwedischen Kronprinzen die Bildung dreier Heere, deren jedes aus Truppen der verschiedenen Nationen gemischt sein sollte, während Blücher umgekehrt seine Preußen unter seinem eigenen Befehle zu vereinigen wünschte. Die Hauptarmee von 235 000 Mann versammelte sich an der Nordgrenze von Böhmen unter Schwarzenbergs unmittelbarer Führung; dadurch wurde Kaiser Franz seiner schwersten Sorge ledig, eine Verlegung des Kriegsschauplatzes nach dem Innern Oesterreichs war kaum noch zu befürchten. In den Marken und an der Niederelbe stand die Nordarmee unter Bernadotte, über 150 000 Mann, in Schlesien Blücher mit 95 000 Mann. Alle drei Heere sollten die Offensive ergreifen und ihren Sammelplatz im Lager des Feindes suchen; wendete sich Napoleon von seinem Stützpunkte Dresden aus mit überlegener Macht gegen eine der drei Armeen, so wich diese aus und die beiden anderen bedrohten ihn in Rücken und Flanke. So hatte das alte Europa doch endlich etwas gelernt von der neuen großartigen Kriegsweise: nicht mehr die Besitznahme einzelner geographischer Punkte, sondern die Besiegung des Feindes wurde als der Zweck der Operation bezeichnet. Freilich stimmten die überbehuftamen Vor-

schriften für die Ausführung wenig zu der Kühnheit des strategischen Grundgedankens. Der schlesischen Armee dachte das große Hauptquartier nur die bescheidenen Aufgaben eines großen Observationskorps zu, da sie die schwächste von allen war und der stärksten Position des Feindes gegenüberstand; mit Mühe erwirkte sich Blücher die Erlaubnis, unter außerordentlich günstigen Umständen eine Schlacht anzunehmen. Seine Offiziere klagten über die bescheidene Rolle die man ihnen zuwies, und beneideten ihre nach Böhmen zur Hauptarmee abmarschierenden Kameraden; der alte Held aber nahm sich vor, seine Vollmacht im allerweitesten Sinne auszulegen. Ein Glück übrigens, daß man im großen Hauptquartiere die feindlichen Streitkräfte um volle 100 000 Mann unterschätzte; so gewannen die Bedachtamen doch einigen Mut.

Auch Napoleon war über die Stärke und die Stellungen der Verbündeten schlecht unterrichtet; er suchte ihre Hauptarmee in Schlesien und schlug die Kopffzahl der Nordarmee viel zu niedrig an. Sein nächstes Ziel blieb noch immer die Vernichtung der preussischen Macht. Derweil der Imperator selbst die schwierige Aufgabe übernahm, von Dresden aus zugleich die böhmische und die schlesische Armee zurückzuhalten, sollte Dubinot Berlin erobern, die Landwehr entwaffnen, die preussische Volkserhebung völlig niederwerfen. Glücke dieser Schlag, so schien es möglich, Stettin und Küstrin zu verstärken, vielleicht selbst Danzig zu entsetzen; der Zauderer Bernadotte wich dann unzweifelhaft an die Küste zurück, Preußen und Rußland aber mußten ihre gesamten Streitkräfte in den bedrohten Nordosten werfen und sich von Oesterreich trennen. Also wurde die Koalition gelockert, und vielleicht gelang es dann der diplomatischen Kunst Napoleons, sie gänzlich zu zersprengen. Da er an den vollen Ernst der Hofburg auch jetzt noch nicht glaubte, so vermied er absichtlich einen Zug gegen Böhmen; Kaiser Franz durfte an der wohlwollenden Mäßigung des liebevollen Schwiegersohnes nicht zweifeln. Die Befürchtung, daß er umgangen und vom Rheine abgeschnitten werden könne, wies der Kriegs-

erfahrene lachend zurück: „ein Heer von 400 000 Mann umgeht man nicht.“ Er wußte wohl, welchen Vorteil ihm die Einheit des Oberbefehls und die konzentrierte Stellung seines Heeres boten und zog, was irgend verfügbar war, nach Obersachsen heran. Nur das Korps Davousts wurde aus politischen Gründen an der Niederelbe zurückgehalten, denn das feste Hamburg durfte um keinen Preis einer englischen Landungsarmee zum Brückenkopfe dienen.

Während Dubinot den Marsch nach den Marken antrat, wendete sich Napoleon zunächst gegen die schlesische Armee, in der Hoffnung, den tatenfrohen Blücher zu einer Schlacht zu verleiten. Der preussische Feldherr wich der Übermacht aus und ging erst nach einigen Tagen wieder zum Angriff vor, als Napoleon mit einem Teile seines Heeres nach Dresden zurückeilte um die heranrückende böhmische Armee abzuwehren. Macdonald, der in Schlesien zurückgeblieben, wähte die Verbündeten noch im vollen Rückzuge und marschierte am 26. August, keiner Schlacht gewärtig, gegen Jauer; seine Truppen drängten die Vorhut der Preußen zurück, überschritten die vom Regen hoch angeschwellten Gewässer der Ragbach und der wütenden Neiße, stiegen dann sorglos an den steilen Talrändern empor auf die Hochebene, die sich über dem Zusammenfluß der beiden Gebirgsbäche erhebt. Droben aber stand York, hinter sanften Anhöhen versteckt, mit dem Zentrum des Blücherschen Heeres; er ließ einen Teil der Feinde auf die Hochebene heraufkommen und brach alsdann urplötzlich mit zermalmendem Ungestüm aus dem Hinterhalte hervor, auf seinem rechten Flügel von Sackens Russen kräftig unterstützt. Ein furchtbares Blutbad begann. Der über- raschte Feind stand eingepreßt in dem Winkel zwischen den beiden Gebirgswässern; Kolben und Bajonett bildeten die einzigen Waffen des Fußvolks, da die Musketen im Regen versagten. Bei Anbruch der Nacht warf Kozelers Reiterei die aufgelösten Trümmer des feindlichen Heeres in das Tal der wütenden Neiße hinunter, Tausende fanden den Tod in den wilden Wogen. Nur die Saumseligkeit Langerons, der mit

seinem russischen Korps auf dem linken Flügel dem Kampfe fern blieb, rettete die Armee Macdonalds vor gänzlichem Untergange. Gneisenau aber gedachte jener Schreckensnacht nach der Schlacht von Jena und befahl die letzte Kraft von Roß und Mann an die Verfolgung zu setzen. Erschöpft von der Schlacht und den Hin- und Hermärschen der jüngsten Tage lagerten die siegreichen Truppen während der Nacht auf dem aufgeweichten Boden ohne Feuer, hungernd und frierend, in abgerissenen dünnen Kleidern, die meisten ohne Schuhe; ihrer viele erlagen der übermenschlichen Anstrengung. Dann brach man auf, den Geschlagenen nach. Am 29. wurde die Division Puthod bei Plagwitz von den Nachsetzenden erreicht und völlig zersprengt, noch bevor sie das Wildwasser des Bobers überschreiten konnte; auch die irische Legion, die unter französischem Banner gegen den englischen Todfeind focht, fand ihr Grab in den Wellen des deutschen Flusses. So hielt die wilde Jagd noch tagelang an, immer bei strömendem Regen, verlustreich für die Sieger, verderblich für die Fliehenden, bis endlich am 1. September Blücher seinem Heere triumphierend verkünden konnte, das gesamte schlesische Land sei vom Feinde gesäubert.

Die Schlacht an der Katzbach war der erste wahrhaft fruchtbare Sieg dieses Feldzugs. Sie befreite Schlesien, sie hob die Zuversicht im Heere der Verbündeten und brachte dem Werke Scharnhorsts eine glänzende Rechtfertigung, da die neue Landwehr sich den besten Linientruppen ebenbürtig zeigte; sie erweckte, was jedem nationalen Kriege unentbehrlich ist, die Freude an einem volkstümlichen Helden, zu dem der kleine Mann bewundernd aufschauen konnte. Der Name Blüchers war in aller Munde.

Wer den Dingen näherstand wußte freilich, daß die Kriegspläne des alten Helden aus Gneisenaus Kopfe stammten. So war der königliche Mann nun doch der Marschall von Schlesien geworden, wie ihm Clausewitz geweißagt. Er hatte einst in unheilvollen Tagen auf den Wällen Kolbergs die geschändeten preußischen Fahnen zuerst wieder zu Ehren gebracht. Jetzt

mußte er die schlesische Armee so ganz zu durchdringen mit der feurigen Tatkraft seines heldenhaften Geistes, daß dies kleinste Heer der Koalition bald der Schwerpunkt ihrer Streitkräfte wurde; denn das stand ihm außer Zweifel, daß ein Mutiger Mutige schaffen könne. Bald hatte sich zwischen ihm und Blücher jenes menschlich schöne Verhältnis unverbrüchlichen Vertrauens gebildet, das für Deutschlands Geschick ebenso segensreich werden sollte wie vormalig die Freundschaft von Luther und Melancthon, von Schiller und Goethe. Willig ging der Alte auf die Ideen seines Generalquartiermeisters ein und fand sich darin zurecht, als wären sie sein eigenes Werk. Der Jüngere aber wahrte mit feinem Takte das Ansehen des Kommandierenden, befahl immer nur in Blüchers Namen, hielt sich so bescheiden zurück, daß seine Frau selber lange nichts von der eigentlichen Wirksamkeit ihres Gatten erfuhr, und ertrug es ohne Murren, daß er der Mannschaft fast ebenso unbekannt blieb wie einst P. von Westphalen den Soldaten Ferdinands von Braunschweig. Beim Ausbruch des Krieges hatte er nur die Karten von Westdeutschland und Frankreich mit ins Feldlager genommen — so bestimmt rechnete er auf einen raschen Siegeszug; nun warf ihn das Geschick wieder in diese Ostmark Deutschlands, wo er einst seine besten Jahre im Einerlei subalternen Dienstes verbracht hatte. Die Langeweile jener öden Zeit kam ihm jetzt zugute; er kannte Weg und Steg im Lande, er wußte, daß die heimtückischen kleinen Bäche des Riesengebirges bei Unwetter rasch zu reißenden Strömen werden, und baute darauf seinen Plan. Nichts schien ihm erbärmlicher, als das Ausruhen auf den errungenen Lorbeeren; kaum war Schlesien befreit, so faßte er alsbald das Ziel der Vereinigung der drei Armeen ins Auge. Nur so konnte eine große Entscheidung erzwungen werden, und dieses letzten Erfolges fühlte sich der Kühne so sicher, daß er schon im September, zu einer Zeit, da die meisten kaum auf die Eroberung von Dresden zu hoffen wagten, seinen Offizieren voraus sagte, sie sollten noch in diesem Herbst Trauben am Rhein pflücken. Er nannte Napoleon gern seinen Lehrer, denn von ihm hatte

er gelernt, die Künstelei der alten militärischen Schule zu verachten; erst in der Hauptstadt des Feindes hoffte er die Waffen niederzulegen. So stand er unter den Heerführern der Verbündeten als der Pfadfinder des Sieges, wie ihn der Meißel Christian Rauch's dargestellt hat, mit vorgestrecktem Arm hinweisend auf des Krieges letztes Ziel, der einzige Mann, der sich der Feldherrngröße Napoleons gewachsen fühlte. Fortiter, fideliter, feliciter! — so lautete der hochgemute Wahlspruch seines Wappens.

Die Begeisterung der Jugend und die Gunst der Frauen wendeten sich der heiteren Kraft und Frische des genialen Mannes von selber zu; vor den älteren Kameraden mußte er sich erst durch den Erfolg rechtfertigen. Die drei Korpsführer der schlesischen Armee fügten sich ungern den Weisungen des jungen Generalmajors; immerhin war Sackens Eigensinn und Langerons Ungehorsam noch erträglicher als das gallige Tadeln und Klagen Yorks. Der Hochkonservative hatte den alten Groll gegen die Reformpartei noch nicht überwunden, nannte Blücher einen rohen Husaren, Gneisenau ein phantastisches Kraftgenie, schalt über die Heerverderber, die den erschöpften Truppen unmögliche Entbehrungen und Gewaltmärsche zumuteten, forderte wiederholt seinen Abschied. Blüchers Hochherzigkeit ließ sich von alledem gar nicht anfechten; er meinte gleichmütig: „der York ist ein giftiger Kerl, er tut nichts als räsonieren, aber wenn es losgeht, dann heißt er an wie keiner.“

Unbeirrt von Blüchers vorwärtsdrängendem Ungestüm wie von den besorgten Warnungen seiner Generale schritt Gneisenau seines Weges. Durch den Sieg an der Ragbach entwaffnete er den Widerstand. Der Tadel wagte sich nicht mehr so laut hervor, ob schon er nicht gänzlich verstummte; und als auch im weiteren Verlaufe des Krieges fast immer die schönsten Kränze diesem kleinen Heere zufielen, da galt es bald als ein Ruhm der schlesischen Armee anzugehören. Ein frohes Selbstgefühl verband alle ihre Glieder, sie wußte, daß sie wirklich, wie Clausewitz sagte, die stählerne Spitze war an dem schwerfälligen eisernen

Reile der Koalition. Selbst die Russen verspürten etwas von der eigentümlichen Siegesfreudigkeit, die von Blüchers Hauptquartier ausstrahlte. Einige ihrer Führer, wie Sacken und der tollkühne Reitergeneral Wassiltschikow lebten mit den Preußen in vertraulicher Kameradschaft; die Kosaken begrüßten den greisen Feldherrn mit endlosen Hurrarufen, wo er sich zeigte und erzählten einander, der Alte sei eigentlich ein Kosakenkind, am blauen Don geboren.

Einem jungen Deutschen mochte wohl das Herz aufgehen in dem Heldenkreise, der sich um Blücher versammelte. Da standen neben York die Brigadeführer Steinmetz, jener Horn, dem die Franzosen vorm Jahre den Namen des preußischen Bayard gegeben hatten, und der Bruder der Königin Luise, Karl von Mecklenburg; die verwegenen Reiterführer Jürgaß und Sohr, der Liebling Blüchers Nageler und der tolle Platen mit seiner ewig brennenden Pfeife; unter den Jüngeren Schack und Graf Brandenburg, der Minister von 1848, jene beiden, die sich York gern als Preußens künftige Feldherren dachte; neben Gneisenau der schwunglos nüchterne Müßling, der einzige fast, der zu dem jugendlichen Tone dieses Kreises nicht paßte, dann Kühle von Lilienstern, der Freund von Heinrich Kleist, ein hochgebildeter, geistvoller Offizier, der immer zur Hand sein mußte, wenn es galt durch persönliche Überredung auf die beiden anderen Hauptquartiere einzuwirken, dann Major Oppen, der spanische Held, dann Fehrentheil, der nachher in der demagogischen Phantasterei des Teutonentums unterging, während der junge Gerlach späterhin ein Führer der Hochkonservativen wurde; dazu die Schriftgelehrten, wie Blücher sie spottend nannte: der liebenswürdige, fromme Naturforscher Karl von Raumer, der philosophische Schwärmer Steffens, endlich Eichhorn, der die Erinnerungen dieser reichen Monate wie ein heiliges Vermächtnis im Herzen bewahrte und nachher durch den Ausbau des Zollvereins das Werk des Befreiungskrieges zu vollenden strebte. Es war wie ein Mikrokosmos des neuen Deutschlands: fast alle die Parteien der Politik und Literatur, welche in den

folgenden Jahrzehnten das deutsche Leben erfüllten, fanden hier ihre Vertreter. Keine Spur mehr von dem rohen Bildungshasse der alten Armee; an müßigen Abenden lasen die Offiziere zuweilen Shakespearesche Dramen mit verteilten Rollen, oder Oppen spielte deutsche und spanische Lieder auf seiner Zither. Mit rücksichtsloser Offenheit sagte jeder seine Meinung gerade heraus wie Blücher selber; nirgends wurde die Felonie der deutschen Fürsten schärfer verurteilt, die Vernichtung der rheinbündischen Souveränität und die Verstärkung der preußischen Macht stürmischer gefordert als in der Umgebung des preußischen Feldherrn. „Geht es nach mir,“ sagte General Hünerbein zu dem Kurprinzen von Hessen, „so bekommt Ihr Vater nicht so viel Land zurück, als ich Schmutz unter meinen Nägeln habe!“
